

ELISABETH SELL

Treffneri gümnaasiumi õpetaja

Lühike
Saksa kirjanduslugu
Eesti keskkoolidele

III jagu
1830 kuni olevikuni

1. vihk

K./Ü. „LOODUS“, Tartus, 1926

K./Ü. „LOODUSE“ saksa ja inglise kirjandus koolidele:

- 1) Rudyard Kipling: **The Cat that Walked by Himself.**
36 lk. 2 joonist. Hind 35 marka.
- 2) Karl Schönherr: **Der Ehrenposten.** 12 lk. 15 marka.
- 3) Bertha Mercator: **Von dem Fuhrmann ohne Zorn und der weissen Blume im Korn.**
16 lk. Hind 20 marka.
- 4) W. H. Riehl: **Der stumme Ratsherr.** 32 lk. Hind 30 mk.
- 5) K. Eke: **Murr.** 20 lk. Hind 20 marka.
- 6) F. Treller: **Ein Abenteuer im Urwalde.** 20 lk. Hind 20 mk.
- 7) W. Jacobs: **Der Bücking.** 20 lk. Hind 20 marka.
- 8) Grimm: **Hans im Glück.** 16 lk. 3 joonist. Hind 20 marka.
- 9) H. Scharrelmann: **Hexe Kaukau.** 16 lk. Hind 20 marka.
- 10) A. Vilmar'i ja Weinland'i järel: **Das Nibelungenlied. Ein Ostarafest.** 36 lk. Hind 45 marka.
- 11) W. Hauff: **Das Märchen vom falschen Prinzen.**
36 lk. Hind 40 marka.
- 12) P. Rosegger: **Als ich das erste Mal auf dem Dampfwagen sass.** 16 lk. Hind 20 marka.
- 13) M. Jakobson: **Aschenbrödel.** 16 lk. 3 joonist. Hind 20 marka.
- 14) H. Seidel: **Jorinde.** 20 lk. Hind 25 marka.
- 15) P. Rosegger: **Ein Mann von 5 Jahren.** 16 lk. Hind 20 mk.
- 16) H. Seidel: **Leberecht Hühnchen.** 20 lk. Hind 25 marka.
- 17) P. Rosegger: **Auf der Wacht.** 16 lk. Hind 20 marka.
- 18) L. Ganghofer: **Das Geheimnis der Mischung.**
16 lk. Hind 20 marka.
- 19) **Dick Whittington and his Cat.** 28 lk. Hind 35 marka.
- 20) E. von Wildenbruch: **Die Landpartie.** 24 lk. Hind 30 marka.
- 21) R. Kipling: **His Wedded Wife.** Hind 30 marka.
- 22) M. v. Ebner-Eschenbach: **Krambambuli.** 24 lk. Hind 25 mk.

Kurzgefasste Geschichte der deutschen Literatur

für estnische Mittelschulen

Lühike saksa kirjanduslugu Eesti keskkoolidele

ELISABETH SELL

Treffneri gümnaasiumi õpetaja

III jagu

1830 kuni olevikuni

K./Ü. „LOODUS“, Tartus, 1926

K.Ü. „Loodus’e“ korrektor M. Bekker.

v 25813523

TARTU ÜLIKOOI
RAAMATUKOGU

G. Roht'i trükk, Tartus

Vorwort.

Im Anschluß an meinen II. Band bringt der vorliegende III. Teil die Geschichte der neueren und neuesten deutschen Nationalliteratur. Während der Arbeit erweiterte sich der Stoff dermaßen, daß er sich in erster Linie aus technischen Gründen nicht in den Rahmen eines einzigen Bandes einzwängen ließ und ich mich entschloß, das Buch in zwei Einzelheften erscheinen zu lassen. Hest II bringt, mit Villenron beginnend, alle bedeutenderen Namen der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der Poesie. Mit dem Anhang, der einen kurzen Überblick über die deutsche Dichtung unserer Heimat gibt, hoffe ich, von meinem persönlichen Standpunkt ausgehend, manchen Wünschen entgegengekommen zu sein. Es liegt doch so nah, auch das kennen zu lernen, was im heimatlichen Boden wurzelt, und manches bedeutende Talent ist demselben entsprossen, manches hübsche Erzeugnis der Poesie dürfte Anspruch erheben, auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden.

Der Mangel an geeignetem Veseffoff, der sich immer und immer wieder so bemerkbar macht, hat mich veranlaßt, mein Literaturgeschichtsbuch im gewissen Sinn gleichzeitig auch als Vesebuch zu verfassen. Die meisten der angeführten Dichternamen sind verknüpft mit charakteristischen Proben ihres dichterischen Könnens; auf diese Weise ist eine systematisch geordnete Gedichtsammlung entstanden, die an und für sich schon ein kleines Büchelchen bildet. Was nun den weiteren Veseffoff betrifft, so war die Wahl eine schwere. Ob ich vor allem

mit den „Webern“ und dem „Büttnerbauer“ in gekürzter Form das Richtige getroffen, überlasse ich in erster Linie dem Urteil meiner verehrten Kollegen. Vielleicht stößt sich dieser oder jener daran, daß ich „die Weber“ im Dialekt gebracht habe. Mich leitete der Gedanke, daß die Schüler der obersten Klassen der Mittelschulen doch meist schon so weit sind, daß ihnen die im allgemeinen leicht verständliche Mundart beim Lesen nicht zu große Schwierigkeiten bereiten könnte, das Drama aber das Charakteristische dabei nicht einbüßt.

Zum Schluß erlaube ich mir noch Frau E. Treffner für die Zusammenstellung des Wörterverzeichnisses und Frä. M. Becker für das Lesen der Korrektur meinen herzlichen Dank auszusprechen.

Tartu, Sommer 1926.

Elisabeth Sell.

§ 1. Die Romantik.

Seit ihrem Wiedererwachen um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus halbtausendjährigem Schummer stand die deutsche Dichtung unter dem Einfluß antiken Geistes und antiker Formen. Bei Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, in Goethes Dichtungen — überall findet man Spuren antiken Einflusses. Schiller strebt nach der Einfachheit des griechischen Dramas. Schiller ist es auch, der die Unterschiede zwischen antiker u. moderner Dichtkunst klarzulegen sucht. Er findet jene (die ant. Dichtk.) naiv, diese (die moderne Dichtk.) sentimental: die griechische Dichtkunst ist Natur, die neuere strebt nach Natur.

Fast gleichzeitig mit Schiller beschäftigt dieselbe Untersuchung auch einen jungen Gelehrten, namens Friedrich Schlegel. Dieser faßt seine Erkenntnis von dem Unterschiede der beiden Dichtungsepochen dahin zusammen, daß die griechische Poesie „schön“ sein, „Wohlgefallen“ erregen wolle; die moderne Dichtkunst aber strebe nach dem Charakteristischen und Individuellen¹⁾. Während nun Schiller aber die moderne Dichtung neben der antiken als gleichberechtigt ansieht, wird Schlegel im Laufe seiner kritischen Untersuchungen mehr und mehr ein Anhänger der charakteristischen Richtung. Nicht das „Schöne“ sei das Ziel moderner Dichtkunst, sondern das Individuelle; nicht klassisch soll sie sein, sondern — romantisch.

Die Bezeichnung „romantisch“ ist ein schwer zu deutendes Wort; es erinnert an die Kultur des romanischen Mittelalters, kann aber auch von dem Worte „Roman“ abgeleitet sein.

¹⁾ Individuell nennt man das, worin die Besonderheit eines Einzelwesens besteht.

Schlegel stand aber mit seinen Ansichten nicht vereinzelt da, er war gleichsam nur der Wortführer einer schon vorhandenen geistigen Richtung.

In Jena, der damaligen Hauptstätte der deutschen Geistesbildung, hatte sich eine große Zahl hervorragender Geister zusammengefunden, unter denen außer den Brüdern Schlegel, Tieck u. a. die Philosophen Schelling und Fichte zu nennen wären. Vor allem ist es nun die „Ich=Lehre“ des Philosophen Fichte, in der jener das „Ich“ als den Ausgangspunkt alles Seienden ansieht, eine Philosophie höchster Subjektivität schafft, die die Grundlage der romantischen Richtung wurde. In Religions- und Erziehungsfragen, in Fragen der Moral und Sitte usw. soll vorzugsweise das individuelle Gefühl als Gesetzgeber auftreten. So fällt auch in diese Zeit das erste Auftauchen der Ideen von dem Selbstbestimmungsrecht der Völker. Es beginnt die Emanzipation der Frauen¹⁾; hierher fallen die Anfänge jener großen Bewegung, die zuerst nur auf dem Gebiete dichterischer und künstlerischer Tätigkeit der Frau den Weg ebnen sollte und die heute die Frau als Stimmberechtigte ins Parlament, als Vertreterin der Rechte in den Gerichtssaal, als Ärztin an den Operationstisch in die Krankenhäuser gebracht hat. — Zur selben Zeit erleben auch die Naturwissenschaften einen ungewöhnlichen Aufschwung. Besonders die Forschungen auf dem Gebiete der Elektrizität interessieren die ganze gebildete Welt; Galvanismus²⁾ und Magnetismus³⁾ mit ihren geheimnisvollen Erscheinungen erregen die Phantasie der Menschen.

1) Befreiung des weibl. Geschlechts von den Schranken, mit denen es natürliche u. soziale Verhältnisse umgeben haben.

2) Berührungs-, Kontaktelektrizität.

3) Der Inbegriff aller magnetischen Erscheinungen u. die Ursache derselben, die magnetische Kraft.

Phantasie ist denn auch das wesentliche Kennzeichen der am Ende des 18. Jahrhunderts beginnenden romantischen Dichtung. In der Tageshelle und Klarheit der Antike ist nicht die Phantasie das Wesentliche. Nicht Klarheit sucht die romantische Poesie, sondern Dunkelheit; nicht Erfüllung, sondern Sehnsucht; nicht Wahrheit, sondern Traum. Es ist ein Irren durch Wald und Feld, ein Singen und Springen, ein Jauchzen und Jubilieren, ein Flüstern und Weinen, ein zielloses Hin und Her.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
die den Sinn gefangen,
wundervolle Märchenwelt,
steig auf in der alten Pracht!

(Eudwig Tieck.)

So waren die Romantiker Gegner der nüchternen und verstandesmäßigen Aufklärung. Es offenbarte sich in ihren Gedankengängen der Hang zur Mystik und aus dieser Neigung heraus entwickelte sich ihre Vorliebe für das Mittelalter und die mittelalterliche Kirche. Die Romantiker vertieften sich in die bunte Märchenwelt und den Wunder- und Zauberglauben des Mittelalters, in die Vorstellungen von Engeln, Teufeln, Dämonen, Naturgeistern und Gespenstern. Sie waren Gegner des nüchternen Protestantismus; Luthers Werk hatte nach ihrer Meinung die Herrlichkeit des Mittelalters zerstört und manche unter ihnen suchten im Schoße der katholischen Kirche Ruhe, wie z. B. Friedrich Schlegel.

Hervorragende, unsterbliche Werke haben die Romantiker nicht geschaffen und doch sind ihre Verdienste um die deutsche Literatur von großer Bedeutung, ihr Einfluß auf Kunst und Wissenschaft ein segensvoller.

Die nüchterne Aufklärung hatte das Mittelalter als düstere, barbarische Zeit angesehen und Märchen und Sage verachtet. Die Romantik erweckte wieder den Sinn für deutsche Art und

Kunst und die Teilnahme an deutscher Vergangenheit, an Geschichte und Sage, Märchen und Sprache. Noch heute danken wir den liebenswerten Brüdern Grimm¹⁾ (Jakob und Wilhelm) ihre „deutschen Sagen“ und ihre „Kinder- und Hausmärchen“.

Die Romantik legte den Grund für die deutsche Altertums- und Sprachkunde, ein Gebiet, auf dem wieder die Brüder Grimm Bedeutendes geleistet haben. Jakob Grimm ist bis jetzt der bedeutendste Forscher auf dem Gebiete der Germanistik.

Die Romantik schärfte den Blick für die Schönheit der mittelalterlichen Dichtung, holte die alten Volksbücher wieder hervor, erweckte erneuert das Volkslied. Clemens Brentano²⁾ und sein Schwager Achim von Arnim³⁾ gaben ihre reichhaltige Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ heraus und wußten das alte Gut so köstlich zu erneuern und durch Aufnahme eigener Lieder so genußreich zu machen, daß sie dadurch in den Jahren von Preußens größter Erniedrigung (1806—1808) eine Blüte deutscher Lyrik veranlaßten.

Wie viele Lieder erklangen nun dem deutschen Wald, dem deutschen Rhein! Und Heidelbergs Ruine und Nürnbergs mittelalterliche Schönheit wurde entdeckt; Albrecht Dürers reine Kunst gewürdigt und Straßburgs Münster bewundert wie zu des jungen Goethe Zeiten.

Vom deutschen Mittelalter wandten sie sich den romanischen Völkern zu und machten deren Poesie den Deutschen zugänglich. August Wilhelm Schlegel schenkte Deutschland

1) Jakob Grimm, geb. 1785, gest. 1863. Wilhelm Grimm, geb. 1786, gest. 1859. Beide wirkten als Professoren zuerst in Göttingen, später bis an ihr Lebensende in Berlin.

2) Geb. d. 8. Sept. 1778 zu Tal-Ehrenbreitenstein, gest. 28. Juli 1842 zu Aschaffenburg.

3) Geb. d. 26. Jan. 1781 in Berlin, gest. d. 21. Jan. 1831 auf seinem Gute Wiepersdorf in der Mark.

seine wundervolle, unübertroffene Übersetzung von 17 Shakespeareschen Dramen, deren künstlerische Höhe Tieck in seinen zahlreichen Übersetzungen nicht erreichte. Von Shakespeare wandte sich Schlegel dem großen spanischen Dramatiker jener Zeit zu, Calderon, und Tieck lieferte die erste brauchbare Übersetzung von Cervantes' „Don Quixote“. Andere überetzten die Werke der großen Italiener: Dante, Boccaccio, Tasso usw.

Sie gingen in den Orient mit seiner phantasiereichen Märchenwelt und seiner blütenreichen Dichtung. In den Norden gingen sie zu den Scandinaviern und förderten die Erforschung der germanischen Mythologie. Die deutsche Literatur wurde damals eine Weltliteratur und gewann bedeutenden Einfluß auf die Literatur anderer Völker, z. B. der Russen, die bis dahin vorzugsweise unter den Franzosen ihre Vorbilder gesucht hatten.

So groß nun auch die Verdienste der romantischen Schule waren, so hatte sie doch auch ihre Mängel. Sie beschränkte sich nicht auf einzelne hervorragende Vorbilder, sondern wandte sich den Literaturen aller Völker zu und verlor dadurch den reinen Schönheitsfönn und den gesunden Geschmack. In ihrem mittelalterlichen Dichten und Sinnen waren die Romantiker zu schroff und einseitig; statt das reale Leben zu idealisieren, wollten sie die Poesie zum Mittelpunkt alles Lebens und Strebens machen und auch das war verfehlt. Desgleichen war es ein Irrtum, statt eines gesunden, lebendigen Christentums einer schwärmerischen Mystik das Wort zu reden.

Was die Stellung der Romantiker zu den beiden größten Dichtern Deutschlands betrifft, so schlossen sie sich an Goethe an, der später selbst in seinen Werken (in Wilhelm Meisters Wanderjahren und im II Teil des Faust) die Wege der Romantiker betrat. Zu Schiller nahmen sie mit der Zeit eine feindliche Stellung ein und konnten ihn in seinen Freiheitsideen und seinem rationalistischen Christentum nicht verstehen.

§ 2. Hervorragende Romantiker ¹⁾.

Die Gebrüder Schlegel werden als eigentliche Begründer der romantischen Schule angesehen, insbesondere der jüngere, Friedrich von Schlegel (geb. d. 10. März. 1772 zu Hannover, gest. d. 11. Jan. 1829 zu Wien), der Sekretär der Hof- und Staatskanzlei zu Wien, Günstling Metternichs ²⁾ war und durch seine Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Literatur Begründer der Literaturgeschichte geworden ist.

Der ältere, August Wilhelm v. Schlegel (geb. d. 8. Sept. 1767 zu Hannover, gest. d. 2. Mai 1845 zu Bonn), war Professor der Literatur- und Kunstgeschichte in Bonn.

Ludwig Tieck (geb. d. 31. Mai 1773 zu Berlin, gest. daselbst d. 29. April 1853), unter Friedrich Wilhelm IV Geheimer Hofrat, war Novellendichter, Übersetzer, machte sich aber vor allem verdient um die Hebung der Schätze vaterländischer Sage und Dichtung. — Der bedeutendste Dhriker der romantischen Schule ist

Friedrich von Hardenburg, gen. **Novalis** (geb. d. 2. Mai 1772 zu Wiederstadt in den Grafschaft Mansfeld, gest. d. 25. März 1801 im elterl. Hause in Weissenfels an der Schwindsucht), stud. die Rechte in Jena, Leipzig und Wittenberg und widmete sich später der Bergwerkskunde. Durch herbe Verluste tief religiös gerichtet, dichtete er unter anderem auch

¹⁾ Es ist unbedingt erforderlich, die Romantik in ihren Allgemeinzügen, ihren Charakter zu verstehen, ihr Wesen, ihre Bedeutung zu erfassen; in den Geist dieser Richtung einzudringen, die Dichter dieser Schule und ihre Werke im einzelnen ausführlicher zu behandeln steht heute nicht mehr im Mittelpunkt unseres Interesses.

²⁾ Fürst von Metternich-Winneburg, hervorragender österreichischer Machthaber, fast 40 Jahre lang die Seele der auswärtigen und inneren Politik Österreichs, entschiedener Gegner jeglicher nationalen und liberalen Regierung.

geistliche Lieder, in denen er überaus melodisch seiner innigen Liebe zum Heiland Ausdruck zu geben verstand. Unter den Dramatikern ist seit Schiller der bedeutendste

Heinrich von Kleist (1777—1811). Ein wahrhaft unglücklicher Dichter der romantischen Schule war Heinrich v. Kleist, geb. d. 10. Okt. 1777 zu Frankfurt a./O., und gehörte bis zu seinem 22. Lebensjahre dem Soldatenstande an. Unbefriedigt verließ er mit 22 Jahren den Heeresdienst und widmete sich ernstern Studien und danach der Dichtkunst, gewann aber nie das schöne Gleichgewicht beseligenden Seelenfriedens, das einem glücklichen dichterischen Gemüt eigen ist. Durch Kants Lehre von der „Unerkennbarkeit der Dinge“ verlor Kleist an sich den Glauben, die heißbegehrte Wahrheit zu finden, und führte seit diesem für ihn erschütternden geistigen Erlebnis ein ruheloses Wanderleben. Dazu kam seine Trauer über das Geschick seines Vaterlandes. Mit echtem Feuer dichterischer Begeisterung ruft er seinem Volke zu:

Wie der Schnee aus Felsenrissen,
Wie auf ew'ger Alpen Höh'n
Unter Frühlings heißen Küffen
Siedend auf die Gletscher geh'n;
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Feld folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg hallt donnernd wieder,
Fluren sind ein Ozean:
So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Über diese Franken her!

Die Mißerfolge, die er als Dichter hatte — seine Werke fanden wenig Anerkennung —, der Bruch mit seiner Familie, des Lebens Not, die ihm auf Schritt und Tritt folgte, machten das Maß des Unglücks für ihn voll. Dem Elend seines Lebens ein Ende zu machen, gab er sich selbst

den Tod: er erschöpfte sich, 34 Jahre alt, am 20. November am Wannsee bei Potsdam (unweit Berlins). Es war eine furchtbare That der Verzweiflung an einer eigenen besseren Zukunft, wie an einer solchen für sein Vaterland. In seinem „letzten Liede“ hat er gesungen:

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,
Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr;
Und wie er flatternd das Banner der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht, von Thor zu Thor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden,
Und legt die Leier tränend aus den Händen.

Wie Kleists Leben, so war auch seine Poesie: Ungeachtet aller großen Vorzüge geht doch ein herb düsterer, oft dämonisch leidenschaftlicher Zug durch viele seiner Dichtungen. So in seinem ersten Drama: „Die Familie Schrockenstein“, das den Kampf und Untergang zweier edler Familien eines Stammes schauervoll dramatisch vorstellt, die düsterste aller menschlichen Eigenschaften, den Argwohn, schonungslos schildert.

In einem andern Trauerspiel „Penthesilea“ schildert er in den glühendsten Farben die entsetzliche Amazonenkönigin, wie sie zuerst in dem falschen Glauben, ihren geliebten Feind Achilles besiegt zu haben, sich ganz der berausenden Freude darüber hingibt, wie sie aber in tigerartige Wut ausbricht, als sie erfährt, sie sei getäuscht worden und Achilles sei der Sieger gewesen. Sie durchbohrt ihn mit einem tödlichen Pfeil, schlägt, mit den Doggen um die Wette, die Zähne in seine Brust, und dann folgt sie ihm in den Tod, vernichtet durch das Gefühl der Reue.

In dem patriotischen Schauspiel „Die Hermannsschlacht“ macht der Dichter in überwältigender Weise seinem Franzosenhaß Luft. Er schildert in diesem Drama den Sieg

der Germanen unter dem Cheruskerfürsten Hermann über die Römer im Jahre 9 n. Chr. Doch sind Varus und die Römer nur poetische Namen für Napoleon und die Franzosen. Diese Dichtung ist ein Spiegelbild der schmachvollen Zerrissenheit Deutschlands und des nach Einigung und Befreiung vom fremdländischen Joch sich sehnenenden Vaterlandes.

Einen ergreifenden Gegensatz zu der grausen Figur der „Penthesilea“ bildet die Gestalt der Heldin in dem Ritterschauspiel „Das Rädchen von Heilbronn“, deren hingebende, alles ertragende Liebe zum Grafen „Wetter von Strahl“ in einem romantischen Bilde vorgeführt wird.

Mit seinem „Prinzen von Homburg“, seinem letzten und vollendetsten Drama, das Kleist, beinahe dem Hungertode verfallen, dichtete, hat er als Meister der Dichtkunst sich bewährt und sein hervorragendes dramatisches Talent zweifellos bewiesen. Das Schauspiel „Der Prinz von Homburg“ spielt in der Zeit des „großen Kurfürsten“, der im Kampfe mit den Schweden steht und in diesem Drama vortrefflich charakterisiert wird. Der Prinz hat in der Schlacht von Fehrbellin¹⁾ gegen den erhaltenen Befehl den Feind angegriffen und besiegt. Um seines Ungehorsams willen läßt ihn der „große Kurfürst“ vor ein Kriegsgericht stellen. Der Prinz wäre verloren gewesen, wenn es sich nicht ergeben hätte, daß er sich an dem Tage, wo er den Schlachtbefehl erhielt, in einer Art nachtwandelnder Bewußtlosigkeit befand.

Ein kleines Lustspiel Kleist's in Jamben betitelt sich „Der zerbrochene Krug“. Es handelt sich in diesem Bühnenstück darum, daß ein Dorfrichter einen Fall untersuchen muß, in dem er selbst — ohne daß die andern es ahnen — der schuldige Teil ist; dieses verrät er gerade dadurch, daß er auf alle Weise den Verdacht von sich lenken will. Kleist hat es

1). Stadt im preussischen Regierungsbezirk; 18. Juni 1675 Sieg des großen Kurfürsten über die Schweden.

als erster gewagt, ein Stück Volksleben auf die Bühne zu bringen.

Außer Dramen hat Kleist auch eine Reihe Erzählungen geschrieben. Unter ihnen ragt „Michael Kohlhaas“ hervor. Er erzählt darin von dem bekannten Roßhändler dieses Namens zur Zeit Luthers, der, nachdem er sein ganzes Leben ein grundehrlicher, geachteter Mann gewesen war, durch ihm widerfahrne Ungerechtigkeit so in Empörung gerät, daß er, um diese Ungerechtigkeit zu strafen, selber ein Unrecht nach dem andern begeht, Land und Leute mit Brand und Mord überzieht und schließlich auf dem Richtplatz endigt. — Mithin hat die Erzählung Anklänge an Schillers „Räuber“.

Kleists lyrische Gedichte sind vielfach patriotischen Inhalts und rufen die deutschen Brüder zum Kampf gegen die Franzosen auf, weshalb er auch zu den (später erwähnten) Freiheitsdichtern gezählt werden kann.

Adalbert v. Chamisso wurde d. 27. Jan. 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren. Einem uralten adligen Geschlecht angehörend mußte die Familie nach Ausbruch der Revolution aus Frankreich fliehen und fand schließlich nach einigem Umherirren einen Zufluchtsort in Berlin. Deutschland wurde des Dichters zweite Heimat, obgleich er den Schmerz um das verlorene Vaterland, das Gefühl eines Vaterlandslosen nie ganz überwunden hat. Das Gedicht „Schloß Boncourt“ ist ein ergreifender Ausdruck dieser schmerzvollen Stimmung, zugleich eines seiner wenigen persönlichen Gedichte, d. h. solcher, in denen er von seinen eigenen, persönlichen Gefühlen redet.

Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt;
Was sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort hinter diesen Fenstern
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn.
Du bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o teurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

Chamisso ist in erster Linie Balladendichter; die bekanntesten derselben sind folgende: „Die Sonne bringt es an den Tag“, „Abdallah“, „Die alte Waschfrau“, „Das Riesenspielzeug“,

„Die Kreuzschau“ u. a. Durch sinnige Zartheit zeichnet sich aus ein ganzer Zyklus von Gedichten „Frauen=Liebe und =Leben“; gesunden Humor entwickelt er in den Romanzen „Tragische Geschichte“ und „Der rechte Barbier“. Berühmt ist aber Chamisso geworden durch sein Märchen „Peter Schlemihl“, das wohl in die meisten Kultursprachen übersetzt ist. Peter Schlemihl ist ein Mann, der dem Satan seinen Schatten verkauft hat und nun wie ein Ehrloser überall, wohin er kommt, Grauen und Abscheu erregt. Schließlich entflieht er in Siebenmeilenstiefeln den Menschen und sucht und findet Frieden in der Natur. Peter Schlemihl ist wohl ein Abbild des vaterlandslosen, in seiner Seele zerrissenen und endlich Frieden in der Erforschung der Natur findenden Dichters.

Joseph von Eichendorff wurde am 10. Dez. 1788 auf dem Schlosse Lubowitz in Oberschlesien geboren. Sprößling eines reichen, alten Adelsgeschlechts wuchs er in glänzenden Verhältnissen, die sich allerdings später änderten, heran. Er studierte in Heidelberg, war mit Arnim und Brentano befreundet, verlebte romantische Wanderjahre, nahm als „Cüßow=scher Jäger“ an den Befreiungskriegen teil und trat dann in den preußischen Staatsdienst. Seine letzten Lebenstage verlebte er an seinem Geburtsorte Lubowitz und starb am 26. Nov. 1857 auf dem Gute seines Schwiegersohnes (zu Meisse). Das Hauptkennzeichen seiner Lyrik ist die Sehnsucht, vor allem nach der freien Natur. Eichendorffs Natur=, Wander= und Liebeslieder sind von solcher Wahrheit und Gemütswärme, Heimatfreude und Frömmigkeit, Naturliebe und Wanderlust erfüllt, daß er zum Lieblingsdichter des deutschen Volkes geworden ist. Manche seiner anmutigen und musikalischen, von „Mendelssohn=Bartholdy“ vertonten Gedichte sind geradezu zu Volksliedern geworden: „In einem kühlen Grunde“, „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“, „Wer hat dich, du schöner Wald“, „Es war, als hätte der Himmel“ u. a.

Ein wunderbarer Wohlklang herrscht in Eichendorffs Poesie; schlichte, ungekünstelte Frömmigkeit und innere seelenvolle Wahrheit klingen aus seinen Liedern heraus, in denen er oft die Schönheit der heimatlichen Wälder zum Ausdruck bringt und darum auch zum Dichter des deutschen Waldes geworden ist.

Die beste Prosadichtung und eine der besten Leistungen der romantischen Poesie ist die lyrische Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“. Der Inhalt ist kurz folgender: Ein etwas arbeits scheuer, aber liebenswürdiger und fröhlicher Müllersbursch wandert in die Welt hinaus, da sein Vater den „Taugenichts“ nicht länger ernähren will, und es ihn auch selbst hinauszieht in die Gotteswelt. Er ist ein poetischer Jüngling, dem Gesang und Geigenspiel, sowie die Freude an der Natur über alles geht.* Durch Zufall kommt er nach Wien und in das Schloß eines Grafen, wo er als Gärtner, später als Zolleinnehmer angestellt wird. Die Arbeit behagt ihm nicht sonderlich, doch erfreut er die Herrschaften oft durch seinen Gesang und sein Spiel. Er faßt eine heiße Liebe zu einem jungen Mädchen, das er für eine Gräfin und für verheiratet hält. Aus Reid hierüber wandert er wieder in die Welt hinaus und sucht den Weg nach Italien, wohin er durch einen merkwürdigen Zufall auf die bequemste Weise gelangt. Mit fahrenden Musikanten kehrt er in die Heimat zurück, erfährt hier, daß all sein Reid auf Täuschung beruhte: die Erwählte seines Herzens ist keine vornehme Dame, sie ist frei und liebt ihn. Nun verloben sie sich zu allgemeiner Zufriedenheit. Auch seine Zukunft wird sichergestellt, indem der Graf ihm einen schönen Besitz schenkt. — Eingestreut ist in die Novelle eine Menge der schönsten lyrischen Gedichte.

Das zerbrochene Ringlein.

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,

Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir den Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen:
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus
Und singen meine Weisen
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben;
Dann wär's auf einmal still.

Der Jäger Abschied.

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang' noch mein' Stimm' erschallt.
Lebe wohl!
Lebe wohl, du schöner Wald!

Tief die Welt verworren schallt,
Oben einsam Rehe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt:
Lebe wohl!
Lebe wohl, du schöner Wald!

Banner, das so kühle wallt,
Unter deinen grünen Bogen
Hast du treu uns auferzogen,

Frommer Sagen Aufenthalt!
 Lebe wohl!
 Lebe wohl, du schöner Wald!
 Was wir still gelobt im Wald,
 Wollen's draußen ehrlich halten,
 Ewig bleiben treu die Alten:
 Deutsch Panier, das rauschend wallt,
 Lebe wohl;
 Schirm' dich Gott, du schöner Wald!

M o n d n a c h t.

Es war, als hätt der Himmel
 Die Erde still geküßt,
 Daß sie im Blütenschimmer
 Von ihm nun träumen müßt!
 Die Luft ging durch die Felder,
 Die Ähren wogten sacht,
 Es rauschten leis' die Wälder:
 So sternklar war die Nacht.
 Und meine Seele spannte
 Weit ihre Flügel aus,
 Flog durch die stillen Lande,
 Als flöge sie nach Haus.

Ein Nachzügler und Jünger der Romantik war der frühverstorbene Wilhelm Müller (1794—1827). Dauernde Bedeutung errang sich Müller durch seine frischen, volksliedermäßigen Müller-, Jäger- und Wanderlieder. Seine Lieder „Das Wandern ist des Müllers Lust“, „Ich höre ein Bächlein rauschen“, „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein“, „Am Brunnen vor dem Tore“ u. a. sind von Schubert vertont worden.

Der Rindenbaum.

Am Brunnen vor dem Tore
 Da steht ein Rindenbaum;
 Ich träumt' in seinem Schatten
 So manchen süßen Traum.

Ich schnitt in seine Rinde
 So manches liebe Wort;
 Es zog in Freud' und Leide
 Zu ihm mich immer fort.

Ich muß' auch heute wandern
 Vorbei in tiefer Nacht,
 Da hab' ich noch im Dunkeln
 Die Augen zugemacht.

Und seine Zweige rauschten,
 Als riefen sie mir zu:
 Komm her zu mir, Geselle,
 Hier find'st du deine Ruh'!

Die kalten Winde bliesen
 Mir grad ins Angesicht,
 Der Hut flog mir vom Kopfe,
 Ich wendete mich nicht.

Nun bin ich manche Stunde
 Entfernt von jenem Ort,
 Und immer hör' ich's rauschen:
 Du fändest Ruhe dort!

§ 3. Erben der klassischen und romantischen Dichtung.

Karl Immermann (1796—1840) wurde in Magdeburg als Sohn eines preußischen Kriegs- und Domänenrats geboren. Im Jahre 1815 focht er in der Schlacht bei Belle Alliance mit, war später Landgerichtsrat und schließlich hervorragender Theaterleiter in Düsseldorf. Es gibt wohl wenige Dichter, deren Werke ihre Zeit so getreu widerspiegeln, wie Immermann, der Dichter des großen sozialen Zeitromans „Die Epigonen“. Den Gestalten dieses Romans, der die Brücke schlägt von Goethes „Wilhelm Meister“ zu Freytags und Spielhagens Romanen, gleicht er selbst: etwas klassisch, etwas romantisch, aber auch schon etwas realistisch. Das beste unter Immermanns Werken ist sein „Münchhausen“ mit

der Episode „Der Oberhof“, worin er, im Gegensatz zu der Falschheit und Heuchelei der oberen Klassen, ein reizendes Bild des westfälischen Dorflebens entwirft, namentlich im Dorfschulzen eine kräftige, gesunde Gestalt und in Biesbeth ein unschuldiges Naturkind zeichnet.

Auf epischem Gebiete ist seine beste Dichtung „Tulifantchen“, ein gelungenes humoristisches Heldengedicht, dem man schon Spott über die Romantiker und ihre Helden anmerkt.

Auch im Drama hat Immermann entschiedenes Talent bewiesen und verschiedene Stoffe behandelt, doch haben dieselben die Bühne nicht erobern können und sind heute wohl schon vergessen.

Annette von Droste-Hülshoff (1779—1848). Von Immermanns westfälischem Dorfidyll führt uns der Weg unmittelbar zu einer bedeutenden Dichterin Deutschlands, Annette v. Droste-Hülshoff, die sich ebenfalls als eine Erbin klassischen und romantischen Geistes, jedoch mit noch stärkerem realistischen Einschlag, erweist.



Geboren in Westfalen verbrachte sie fast ihr ganzes Leben auf einsamen Landsitzen, teilweise bei Verwandten in einem romantischen Schlosse am Bodensee. Die Einsamkeit, in der sie lebte, lehrte sie ihre Umgebung beobachten und die angestellten Beobachtungen vortrefflich und wahr in ihren Dichtungen wiedergeben. Das gilt sowohl in bezug auf die Natur ihrer Heimat, als

auch auf die geringsten Regungen des Menschengemüths. Im Kleinen findet sie oft das Große — und der einfache Bauer, die schlichte, in der Stille wirkende Frau weiß ihr mehr zu sagen, als manchem andern Schriftsteller sein geist- und tatensprühender Held.

Ihre Zeitgenossen haben ihre Poesie nicht genügend zu schätzen verstanden, heute jedoch wird sie mit Recht als eine der originellsten und genialsten deutschen Dichterinnen genannt.

Eine Sammlung religiöser Gedichte nennt sie „Das geistliche Jahr“; sie können jedem religiösen Menschen etwas bieten, da sie eine fromme, aber keine fanatische Katholikin war. Unter den anderen Gedichten könnte man eine ganze Reihe aufzählen: „Die Vogelhütte“, „Der Weiher“, „Der Knabe im Moor“, „Der Heidemann“, „Die beschränkte Frau“, „Die junge Mutter“, „Der Brief aus der Heimat“ und viele andere. In glänzender Prosa sind ihre „Bilder aus Westfalen“ geschrieben. Von den Erzählungen steht künstlerisch am höchsten „Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Westfalen“.

Diese westfälische Poesie hat ihren Weg zur Seele des gesamten deutschen Volkes gefunden.

Die junge Mutter.

Im grün verhangnen dultigen Gemach,
Auf weichen Kissen liegt die junge Mutter;
Wie brennt die Stirn; sie hebt das Auge schwach
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
Den nackten Jungen reicht. „Mein armes Tier,“
So flüstert sie, „und bist du auch gefangen
Gleich mir, wenn draußen Venz und Sonne prangen,
So hast du deine Kleinen doch bei dir.“

Den Vorhang hebt die graue Wärterin
Und legt den Finger mahnend auf die Rippen;

Die Kranke dreht das schwere Auge hin;
 Gefällig will sie von dem Tranke nippen;
 Er mundet schon, und ihre bleiche Hand
 Faßt fester den Kristall, — o milde Labe! —
 „Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?“
 „Er schläft,“ versetzt die Alte abgewandt.

Wie mag er zierlich liegen! — Kleines Ding!
 Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen;
 Ob man den Schleier um die Wiege hing,
 Den Schleier, der am Erntefest zerrissen?
 Man sieht es kaum, sie flickte ihn so nett,
 Daß alle Frauen höchlich es gepriesen,
 Und eine Ranke läßt sie drüber sprießen.
 „Was läutet man im Dom, Elisabeth?“

„Madame, wir haben heut' Mariatag.“
 So hoch im Mond? sie kann sich nicht besinnen.
 Wie war es nur? — doch ihr Gehirn ist schwach.
 Und leise suchend zieht sie aus den Finnen
 Ein Häubchen, in dem Strahle kümmerlich
 Päßt sie den Faden in die Nadel gleiten;
 So ganz verborgen will sie es bereiten,
 Und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammertür,
 Vorsicht'ge Schritte übern Teppich schleichen.
 „Ich schlaf' nicht, Rainer, komme her, komm hier!
 Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?“
 Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
 Küßt wie ein Hauch die kleinen süßen Hände:
 „Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!
 Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz!“

„Du duftest Weihrauch, Mann.“ — „Ich war im Dom;
 Schlaf, Kind!“ und wieder gleitet er von dannen.
 Sie aber näht, und liebliches Phantom
 Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —
 Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
 Siehst über einen kleinen Hügel schwanken,
 Den Tannenzweig, und Blumen drüber ranken,
 Dann tröste Gott dich, arme junge Frau.

August Graf von Platen (1796—1835). Platen stammte aus einer verarmten hannoverschen Grafenfamilie. Als Mensch war er mit sich unzufrieden und hat schwere Seelenkämpfe durchkämpfen müssen. Erbittert gegen sein Vaterland, das ihn als Dichter nicht im erhofften Maße anerkannte, verließ er als Dreißigjähriger Deutschland und begann ein Wanderleben im geliebten Italien. In düstere Lebensbetrachtung versunken starb er vereinsamt zu Syrakus. — Platen war ein Meister der Nachbildung fremder Strophen- und Versformen. Er hat sich auf den verschiedensten Gebieten der Poesie bewegt, manches Anerkennenswerte geschaffen, das beste aber in der *Lyrik* hervorgebracht; auch von seinen Balladen haben sich mehrere lebendig erhalten: „Das Grab im Busento“, „Der Pilgrim von St. Just“, „Klagenlied Kaiser Ottos III“ u. a.

Anfangs ein Anhänger der Romantiker wurde Platen später ihr ausgesprochener Gegner. Er hat es gewußt, was ein Dichter ist, und hat in sich die Kraft gefühlt, das Höchste zu leisten, doch ein Zwiespalt in seinem Innern, seine zerrissene, wunde Seele beeinflussten seine dichterische Schöpfungskraft und so hat er auch nicht das erreicht, wozu er sich befähigt fühlte. Doch in der Erkenntnis der *Schönheit* nimmt er es mit allen auf und weiß sie festzuhalten und in echt poetischen Formen von immer neuen Seiten abzuspiegeln.

Weltgeheimnis ist die Schönheit, das uns lockt in Bild und
 Wort,
 Wollt ihr sie dem Leben rauben, zieht mit ihr die Liebe fort:
 Was noch atmet, zuckt und schaudert, alles sinkt in Nacht und
 Graus,
 Und des Himmels Lampen löschen mit dem letzten Dichter aus.

Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cossenza dumpfe Vieder,
 Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es
 wieder,

Und den Fluß hinauf, hinunter ziehen die Schatten tapfrer Voten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.
Allzufrüh und fern der Heimat mußten sie ihn hier begraben.
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reichten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweitenmale, ward der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Hel-
denehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!
Sangen's und die Lobgesänge tönten fort im Votenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere.

§ 4. Die Dichter der Befreiungskriege.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt (1806) war das tausendjährige Reich Karls des Großen zu Grabe getragen worden. Sieben schwere Jahre der Knechtschaft, der Erniedrigung und Schmach folgten für das von Napoleon zertretene deutsche Volk. Doch die tiefste Schmach erweckte den Patriotismus. Frei wollte man werden und das verhaßte Joch abschütteln. Unter der Asche hatte der Funke geglimmt und schlug schließlich als mächtige Flamme empor. Die Ideen von Freiheit (die keine revolutionären Umsturzideen enthalten, sondern die Freiheit der Völker verlangen, damit sie sich voll und ganz nach ihrer Eigenart — zum Guten, Großen entwickeln können) und Vaterlandsliebe, welche Schillers Dramen in die Herzen geworfen, entzündete die Jugend zur Begeisterung und zum Opfermut. Und was Schiller, der in der Fürstengruft zu Weimar ruhte, nicht mehr vermochte, das vollbrachten andere. — Doch auch die

Romantiker haben den Patriotismus angeregt, indem sie den Blick ihrer Zeitgenossen zurück in die Vergangenheit lenkten, wo Deutschland noch ein ruhmvolles einiges Reich war und in Europa eine große Macht bildete.

Früher, als in den andern Staaten, erwachte der patriotische Geist in Preußen. Mit Feuervorten bereitete in Berlin der Philosoph Fichte die Erhebung durch seine „Reden an die Deutsche Nation“ vor.

Anderer kühne Männer, Kriegshelden¹⁾ und Staatsmänner²⁾, taten an ihrem Platz das Ihre. Und schließlich trat eine Schar von Dichtern auf, die die ganze Stimmung der Zeit in ihren Liedern wiedertönen ließen und dadurch das Feuer kriegerischer Begeisterung hoch auflodern machten.

Die eigene Persönlichkeit entsagungsvoll als ein glanzloses Nichts dem Vaterlande zu opfern, das wurde jetzt rücksichtslos gefordert, und so manchen Deutschen hat es gegeben, der als Dichter und als Held für sein Vaterland gefochten.

Zu den Sängern jener Befreiungskriege gehören: Arndt, Körner, Schenkendorf und Rückert, doch auch an Heinrich von Kleist ist an dieser Stelle zu erinnern, der auch zu den Freiheitsdichtern gerechnet werden kann.

Der markigste und volkstümlichste Befreiungsfänger war

Ernst Moritz Arndt (1769—1860).

Am zweiten Weihnachtsfeiertage 1769 erblickte E. M. Arndt auf der Insel Rügen das Licht der Welt. Sein Vater, ursprünglich Leibeigener, hatte von seinem Herrn für treue Dienste die Freiheit erhalten und wurde Gutspächter. In patriarchalischer Einfachheit, gesund und kernig, wuchs der Knabe heran und erhielt an Leib und Seele jene Rüstigkeit, die er bis in

¹⁾ Gneisenau, Scharnhorst, Blücher.

²⁾ Freiherr v. Stein.

sein hohes Alter sich bewahrte. Den ersten Unterricht empfing Arndt von seinen Eltern; während der strenge Vater ihm die Anfänge des Schreibens und Rechnens beibrachte, unterrichtete ihn die Mutter, die eine feinfühlende, poetische Natur war, im Lesen und führte ihn in die Bibel, das Gesangbuch und die Märchenwelt ein. Später absolvierte er das Gymnasium in Stralsund, studierte in Greifswald und Jena Theologie und Philosophie und wurde schließlich, nachdem er einige Zeit auf Reisen verbracht hatte, Professor der Geschichte. Die Bedrückungen Napoleons erfüllten ihn mit heiligem Zorn gegen die Fremdherrschaft; in vielen volkstümlichen Schriften bezeugte er seine glühende Vaterlandsliebe und seinen Haß gegen den Bedrücker, so in seinem Werke „Der Geist der Zeit“. Aber bald war er — infolge seiner Gesinnung der Freiheit und des Lebens nicht mehr sicher — gezwungen mehrmals zu fliehen, und ging schließlich als Sekretär des Freiherrn von Stein¹⁾ nach Petersburg. Auch hier setzte Arndt in Flugschriften mit gewaltigen, feurigen und kräftigen Worten für die nationale Sache zu wirken fort.



¹⁾ Freiherr v. Stein ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten unter den Staatsmännern jener Zeit; von Napoleon geächtet und verbannt begab er sich auf die Aufforderung des Zaren Alexander I nach Petersburg, wo er als freier Mann dem Kaiser als Berater zur Seite stand.

Als nach dem Brande Moskaus das französische Heer jenen schrecklichen Rückzug angetreten und Napoleons stolzer Zug nach Rußland einen so schmachvollen Ausgang genommen, kehrten Arndt und Stein in die Heimat zurück, wo es für beide Arbeit genug gab.

Auf dieser Fahrt, im Winter 1813, entstand ein Lied, das noch heute von jedem Deutschen gekannt und gesungen wird. Arndt und Stein, in Pelze gehüllt durch die russischen Steppen fahrend, sprachen von der kommenden nationalen Erhebung und Stein meinte, alles müsse gegen Napoleon aufgebieten werden, Preußen, Österreich, Sachsen und ganz Deutschland hinterdrein. „Ja, das ganze Deutschland soll es sein,“ rief Arndt, und nun sang er sich mit frostbelegter Stimme sein Lied zusammen: „Was ist des Deutschen Vaterland?“

In der Heimat wirkte Arndt mit Wort und Schrift, um das Volk zum Freiheitskampfe zu begeistern. In jener Zeit und später entstanden seine „Kriegs- und Wehrlieder“, unter denen folgende zu den schönsten gehören:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte,
drum gab er Säbel, Schwert und Speiß
dem Mann in seine Rechte.“

„Das Lied vom Feldmarschall“, „Deutscher Trost“, „Bundeslied“ usw.

Während diese Lieder voll Mark und Kraft sind, sprechen andere wieder von tiefer Frömmigkeit, von innigem Glauben, wie z. B. folgendes:

Ich weiß, woran ich glaube, ich weiß, was fest besteht,
Wenn alles hier im Staube wie Sand und Staub verweht.

Nach dem Frieden 1817 wurde er Professor an der Universität zu Bonn, wo er bald die Liebe seiner Studenten gewann und es ihm gut ging.

Sein Glück war aber nicht von langer Dauer. Angeklagt, durch Anpreisung der Republik die Jugend verführt, zu verbrecherischen Taten angereizt zu haben, wurde er unter Belassung seines Gehaltes aus seiner Stellung entfernt. Erst König Friedrich Wilhelm IV setzte ihn wieder in sein Amt ein und suchte das ihm zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Was er aber so sehnlich erwünscht, die Einigung Deutschlands, hat er nicht erlebt. Als 91jähriger Greis starb er (d. 29. Jan. 1860), von ganz Deutschland betrauert; auf dem Friedhofe zu Bonn wurde er zur ewigen Ruhe gebettet. Sein Grab, von einer Eiche beschattet, ist mit einem einfachen Denkmal geschmückt, und an der Tafel sind die Worte des Dichters zu lesen:

Gute Nacht, ihr, meine Freund',
 Alle meine Lieben,
 Alle, die ihr um mich weint,
 Laßt euch nicht betrüben.
 Diesen Absteig, den ich tu'
 In die Erde nieder —
 Seht! die Sonne geht zur Ruh',
 Kommt doch morgen wieder.

Des Deutschen Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
 Ist's Preußenland? ist's Schwabenland?
 Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
 Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?
 O nein! nein! nein!
 Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
 Ist's Pommerland? Westfalenland?
 Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
 Ist's, wo die Donau brausend geht?
 O nein! nein! nein!
 Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
 So nenne mir das große Land!

Gewiß, es ist das Österreich,
 An Ehren und an Siegen reich?
 O nein! nein! nein!
 Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
 So nenne endlich mir das Land! —
 So weit die deutsche Zunge klingt
 Und Gott im Himmel Lieder singt,
 Das soll es sein! das soll es sein!
 Das, wahrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
 Wo Eide schwört ein Druck der Hand,
 Wo Treue hell vom Auge blitzt
 Und Liebe warm im Herzen sitzt —
 Das soll es sein! das soll es sein!
 Das, wahrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
 Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
 Wo jeder Franzmann heißet Feind,
 Wo jeder Deutsche heißet Freund —
 Das soll es sein! das soll es sein!
 Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
 O Gott vom Himmel, sieh' darein
 Und gib uns rechten deutschen Mut,
 Daß wir es lieben treu und gut!
 Das soll es sein! das soll es sein!
 Das ganze Deutschland soll es sein!

Das Lied vom Feldmarschall.

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
 Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus:
 Er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
 Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schaut, wie ihm leuchten die Augen so klar!
 O schaut, wie ihm waltet sein schneeweißes Haar!
 So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
 Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
 Der mutig auf gen Himmel den Degen noch schwang;
 Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
 Den Welschen zu weisen die deutscheste Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruß erklang,
 Hei! Wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
 Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
 Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue, er hielt solchen Strauß,
 Daß vielen tausend Welschen der Atem ging aus,
 Daß Tausende liefen dort hasigen Lauf,
 Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
 Da hat er die Franzosen das Schwimmen gelehrt:
 Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab,
 Und nehmt, Ohnehosen, den Walsfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
 Da schirmte die Franzosen nicht Schanze, noch Burg,
 Da mußten sie springen wie Hasen über's Feld,
 Hinterdrein ließ erklingen sein Hufsa der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
 Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht,
 Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
 Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
 Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus
 Dem Siege entgegen zum Rhein, übern Rhein,
 Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

Ballade.

Und die Sonne machte den weiten Ritt um die Welt,
 Und die Sternlein sprachen: wir reisen mit um die Welt;
 Und die Sonne, sie schalt sie: ihr bleibet zu Haus,
 Denn ich brenn' euch die goldnen Auglein aus
 Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond in der Nacht,
 Und sie sprachen: Du, der auf den Wolken thront in der Nacht,
 Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein
 Er verbrennet uns nimmer die Äugelein,
 Und er nahm sie, Gefellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond, in der Nacht.
 Ihr verstehet, was still in dem Herzen wohnt in der Nacht.
 Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
 Daß ich lustig mitschwärmen und spielen kann
 In den freundlichen Spielen der Nacht!

Theodor Körner (1791—1813).

Theodor Körner war der Sohn von Schillers größtem
 Freunde — Gottfried Körner in Dresden. Seinen Eltern



verdanfte er eine ausgezeichnete Erziehung und eine schöne, sonnige Jugend. Er genoß das außerordentliche Glück schon in frühesten Jugend mit den größten Dichtern der Zeit, die in seinem Elternhause aus- und eingingen, in Verkehr zu treten und von ihnen zu lernen. So ist Schillers Einfluß auf den jungen Dichter unverkennbar. Nach Absolvierung der Schule bezog er die Bergakademie in Freiberg (Sachsen), ging aber später an die Universität in Wien. Hier kam er zum Entschluß, das Studium der

Naturwissenschaft aufzugeben und sich ganz der Poesie zu widmen. Bald erschienen denn auch mehrere Dramen von ihm,

die mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurden und seine Anstellung als Hoftheaterdichter veranlaßten. Er schrieb Lust- und Trauerspiele; die letzteren erinnern sehr an die Dichtungsweise seines Meisters (Schillers); nicht ohne Grund ist von diesen Dichtungen gesagt worden, daß sie „mit Schillers Wort, nicht aber mit Schillers Geist gedichtet seien“.

Von den Trauerspielen ist das eine „*Rosamunde*“, so genannt nach der Heldin des Dramas, der Geliebten Heinrichs II von England, die durch dessen Gemahlin vergiftet wird; das andere „*Briny*“, das den Untergang des Grafen Niklas Briny, des heldenmütigen Verteidigers der Feste Sziget in Ungarn im Kampf mit der Übermacht des Sultans Soliman darstellt. Dieses Drama fand durch den darin wiedergespiegelten Heldenmut einen großen Beifall und wird noch heute von der deutschen Jugend mit Begeisterung gelesen.

Schon früher hatte Körner sich mit dem Gedanken getragen sich der Befreiung des Vaterlandes zu weihen; als aber der Ruf des Vaterlandes (1813) an seine Söhne erscholl, da gab er seine gesicherte Stellung in Wien auf, trennte sich von seinen Freunden und einer lieben Braut und trat in Büzows Freischar ein. Mit Begeisterung sang er:

„Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!“

Für die feierliche Einsegnung der Schar in der Kirche dichtete Körner das Lied:

Wir treten hier ins Gotteshaus
 Mit frommem Mut zusammen,
 Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
 Und alle Herzen flammen.
 Denn, was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
 Hat Gott ja selber angefaßt.
 Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zubericht,
 Wie schwer der Kampf auch werde;
 Wir streiten ja für Recht und Pflicht
 Und für die heil'ge Erde.
 Drum, retten wir das Vaterland:
 So tat's der Herr durch unsre Hand.
 Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegerlust
 Für die gerechte Sache;
 Er rief es selbst in unsre Brust:
 „Auf, deutsches Volk, erwache!“
 Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
 Zu seiner Freiheit Morgenrot.
 Dem Herrn allein die Ehre!“

Der tapfere Jüngling zeichnete sich gleich rühmlich aus und wurde Lüzkows Adjutant. Trotz des Kriegslebens fand der Dichterheld noch Zeit zu seinen begeisterten patriotischen Liedern, die sein Vater später gesammelt und die Sammlung unter dem Titel „Leier und Schwert“ herausgegeben hat.

Außer den angeführten gehören noch zu den schönsten: „Gebet während der Schlacht“, „Männer und Buben“, „Lüzkows wilde Jagd“, „Abschied vom Leben“. Letzteres dichtete er, als er nach einem Gefecht sich, schwer verwundet, schon dem Tode nahe glaubte. Doch wurde er diesesmal hergestellt und kehrte in die Reihen der Kämpfenden zurück. Damals entstand das Schwertlied, sein Swanengesang:

„Du Schwert an meiner Vinken,
 Was soll dein heit'res Blinken?
 Schaust mich so freundlich an,
 Hab' meine Freude dran.
 Hurra!

Am 24. Aug. 1813 traf ihn der Heldentod. Der kaum
 Zweiundzwanzigjährige ließ sein Leben im heldenmütigen
 Kampfe fürs Vaterland und die Freiheit. Unter einer alten
 herrlichen Eiche beim Dorfe Wöbbelin (im Mecklenburgischen)
 bestatteten ihn seine trauernden Kameraden. Als er hinabgesenkt
 wurde, sangen ihm die Büxower sein

Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!
 Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
 Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
 Venker der Schlachten, ich rufe dich!
 Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
 Füh'r' mich zum Siege, füh'r' mich zum Tode:
 Herr, ich erkenne deine Gebote;
 Herr, wie du willst, so führe mich.
 Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
 So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
 Als im Schlachtendonnerwetter,
 Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
 Vater du, segne mich.

— — — — —
 Vater, ich preise dich!
 's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
 Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
 Drum, fallend und siegend, preis' ich dich.
 Gott, dir ergeb' ich mich.

Gott, dir ergeb' ich mich!
 Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
 Wenn meine Adern geöffnet fließen:
 Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
 Vater, ich rufe dich!

Büzkows wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
 Hör's näher und näher brausen;
 Es zieht sich herunter in düstern Reihn,
 Und gellende Hörner erschallen darein
 Und erfüllen die Seelen mit Grausen.
 Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
 Das ist Büzkows wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
 Und streift von Bergen zu Bergen?
 Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
 Das Hurra jauchzt und die Büchse knallt,
 Es fallen die fränkischen Schergen.
 Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
 Das ist Büzkows wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
 Der Wütrich geborgen sich meinte;
 Da naht es schnell mit Gewitterschein
 Und wirft sich mit rüstgen Armen hinein
 Und springt ans Ufer der Feinde.
 Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
 Das ist Büzkows wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Tale die laute Schlacht,
 Was schlagen die Schwerter zusammen?
 Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
 Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
 Und lodert in blutigen Flammen.
 Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
 Das ist Büzkows wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht
 Unter winselnde Feinde gebettet?

Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen fragt:
Das war Büzkows wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Büzkows wilde, verwegene Jagd.

Abschied vom Leben.

Die Wunde brennt; die bleichen Rippen heben;
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst! dir hab' ich mich ergeben.
Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Totenklage. —
Mut! Mut! Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!
Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:
Als lichten Seraph seh ich's vor mir stehen.
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen.

Max von Schenkendorf (1783—1817).

M. v. Schenkendorf, Abkömmling eines alten Adels-
geschlechts, ist in Tilsit geboren und verlebte seine Jugendzeit
zumeist auf dem nahen Erbgute der Familie.

Auch seine Hand hat nicht nur die Feder, sondern auch
das Schwert geführt. Schenkendorf führte in einem anregenden
Reise in Karlsruh, an der Seite einer jungen, geliebten Frau

ein glückliches Leben, als der Ruf „zu den Waffen“ erscholl. Da zog auch er hinaus in den Kampf, eilte als Freiwilliger zum russisch-preussischen Heer nach Schlesien und hat sich wacker am Kampfe beteiligt. Da seine rechte Hand infolge eines Duells gelähmt war, focht er mit der linken: nichts konnte ihn hindern, seine ganze Kraft der Verteidigung des Vaterlandes zu weihen.

Doch noch mehr hat er dem Vaterlande geschenkt: Sein Leben, ein hoffnungsreiches Leben gab er hin! Ist er auch nicht, gleich Körner, auf dem Schlachtfelde gefallen, so hatten doch die Anstrengungen und Aufregungen während des Krieges ihm den Todeskeim in die Brust gesenkt; er starb am 11. Dez. 1817, an seinem Geburtstage, nach vollendetem 33. Lebensjahre. Die Blumen und Kränze, die ihm zu seinem Wiegenfeste zugeordnet waren, schmückten nun sein Grab (in Coblenz, wo er als Regierungsrat gelebt hatte).

Schenkendorf ist, verglichen mit Arndt und Körner, der poesie- und phantasievollste von den Dreien. Wie „Donnerhall und Wogenprall“ erbrausen die dröhnenden Schlachtenlieder Arndts und Körners; Schenkendorfs patriotische Lieder erklingen in sanfteren Tönen. Von süßem Wohlklang durchzogen, sind sie von tiefer und wahrhafter Innigkeit. Schenkendorfs lyrische Gedichte dürfen zu den schönsten gezählt werden, die aus deutscher Feder geflossen sind, und bilden ein wertvolles Vermächtnis an sein heißgeliebtes Volk.

Zu seinen schönsten Liedern gehören: „Das Freiheitslied“, „Soldaten-Morgenlied“, „Landsturm“, „Das Lied vom Rhein“; ferner „Sonntagsfrühe“, das verkürzt im evangelischen Gesangbuch steht, und vor allem „Muttersprache“.

M u t t e r s p r a c h e.

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, was mir erschallet,

Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelasset,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb' ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht,
Ist mir's doch, als ob mich riesen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
Steig' empor aus tiefen Grüften,
Vängst verschollnes altes Lied,
Geb' aufs neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch.
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich, wie der Mutter Mund.

Friedrich Rückert (1788—1866).

Friedrich Rückert muß ebenfalls den Freiheitsdichtern zugerechnet werden, denn glühende Vaterlandsliebe und brennender Haß gegen die Bedrücker finden Ausdruck in einer ganzen Reihe seiner Gedichte. Er war der Sohn eines bayrischen Advokaten und wurde am 16. Mai 1788 zu Schweinfurt geboren. Seine Kindheit verlebte er an einem kleinen

Orte in anmutiger ländlicher Umgebung; in den „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorf-
amtmannssohnes“ erzählt er mit viel Humor aus
jener Zeit. Er studierte (in Würzburg und Jena) Philologie



und lebte als Professor der
orientalischen Sprachen in
Erlangen und Berlin; zu-
letzt zog er sich auf sein Land-
gut bei Koburg zurück und
widmete sich, ein glückliches
Familienleben genießend, voll
und ganz der Poesie.

Am 31. Januar 1866,
beinahe 78 Jahre alt, starb
der Dichter.

Rückert ist einer der her-
vorragendsten Lyriker unter
den deutschen Dichtern. Auf
seiner Feier tönen die Ge-
danken und Weisheitsprüche
wunderbar leicht und frei
zusammen mit den zartesten,

innigsten Gefühlen; es verschlingen sich Lust und Schmerz,
Zweifel und Vertrauen, Glaube und Hoff-
nung, Naturempfindungen und Geistestriebe
zu einem schönen Akkord ineinander. Die Sprache der Dich-
tung hat Rückert zur höchsten Vollkommenheit zu bringen
gewußt; den Reim handhabt er mit einer unerreichbaren Vir-
tuosität. In dieser Beziehung kann sich ihm kein deutscher
Sänger zur Seite stellen.

Fr. Rückert ist ein lieber Freund der Kinderwelt. Jedes
Kind liest mit größter Freude „Vom Bäumlein, das andere
Blätter hat gewollt“ und „Wenn nur was käme und mich
mitnähme“. Doch mit Ernst und Bedacht führt er den Größeren

tieferen Wahrheiten zu Gemüte. In der Legende „Des frommen Kindes heil'ger Christ“ predigt er: wenn nirgends mehr auf Erden Liebe für uns, so finden wir sie doch beim himmlischen Vater. In der Parabel „Der Mann mit dem Kamel“: laß von Sinnenlust nicht dich abhalten, deinem wahren Ziele zuzustreben. In der Ballade „Der alte Barbarossa“ drückt er das Sehnen nach Einheit und Einigkeit in deutschen Landen aus.

Einen großen Reichtum seiner Weisheit — wenn gleich unter dem vielen sich auch manches weniger Wertvolle befindet — hat er niedergelegt in seiner „Weisheit der Brahmanen“. Hier nur ein kleines Beispiel:

Der Vater mit dem Sohne ist über Feld gegangen;
 Sie können, nachtverirrt, die Heimat nicht erlangen.
 Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
 Wegweiser ihm zu sein im weglos dunkeln Raum.
 Der Vater aber blickt indessen nach den Sternen,
 Als ob der Erde Weg er wollt' am Himmel lernen.
 Die Felsen blieben stumm, die Bäume sagten nichts,
 Die Sterne deuteten mit einem Streifen Lichts.
 Zur Heimat deuten sie; wohl dem, der traut den Sternen!
 Den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

Wie Rückert in der „Weisheit der Brahmanen“ sich als didaktischer Dichter erweist, so in seinem „Liebesfrühling“, dem schönsten, was der Dichter hervorgebracht, als vollendetster *Chyriker*. In „fünf Sträußen“ stellt er im Liebesfrühling seine eigene glückliche Liebe dar, von dem ersten Finden bis zur Vermählung. Dort singt er:

Du meine Seele, du mein Herz,
 Du meine Wonne, o du mein Schmerz,
 Du meine Welt, in der ich lebe,
 Mein Himmel du, darein ich schwebe, —

— — — — —

Dich lieb ich, wie die Rose ihren Strauch;
 Dich lieb ich, wie die Sonne ihren Schein;
 Dich lieb ich, weil du bist mein Lebenshauch;
 Dich lieb ich, weil dich lieben ist mein Sein.

Nicht weniger tief empfunden sind: „Abendlied“, „Aus der Jugendzeit“, „Die sterbende Blume“ u. a.

Die deutschen Freiheitskämpfer suchte er durch seine „Geharnischten Sonette“ zu begeistern.

Seine orientalischen Studien führten ihn zu Übersetzungen und Nachdichtungen fremder Poesie, wobei ihm sein reiches Sprachtalent bedeutende Dienste leistete.

Auch auf dramatischem Gebiete hat sich Rückert versucht, jedoch mit weniger Glück, um so mehr gelang ihm das Epos. Sein schönstes Epos ist „Al und Damajanti“. Es ist entlehnt aus dem Indischen und ist durch Rückert zur rein deutschen Dichtung geworden. Er verherrlicht in den zartesten Tönen die Liebe der Gattin zum Gatten. — Dem altpersischen Dichter Firdusi dichtete er das Epos „Rostem und Suhrab“ (in Alexandrinern) frei nach. Es hat Ähnlichkeit mit dem „Hildebrandsliede“¹⁾.

So sieht man aus allem, daß Rückert sich in der Tat als bedeutender Dichter erwiesen hat auf dem Gebiet der Lyrik und des Epos, als vortrefflicher Übersetzer und Überlieferer fremder Poesie, als großer Lehrdichter und vor allem als Meister der Form.

Aus der Jugendzeit.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
 Klingt ein Lied mir immerdar:
 O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
 Was mein einst war!

¹⁾ S. I Teil. § 9.

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
 Die den Herbst und Frühling bringt,
 Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang,
 Das jetzt noch klingt?

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
 Waren Kisten und Kisten schwer:
 Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
 War alles leer.“

O du Kindermund, o du Kindermund,
 Unbewußter Weisheit froh,
 Vogelsprachekund, vogelsprachekund
 Wie Salomo!

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
 Laß zu deinem heil'gen Raum
 Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
 Entflieh'n im Traum!

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
 War die Welt mir voll so sehr:
 Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
 War alles leer.

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
 Und der leere Kasten schwoll:
 Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
 Wird's nie mehr voll.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
 Dir zurück, wonach du weinst.
 Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
 Im Dorf wie einst:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm.
 Waren Kisten und Kisten schwer:
 Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
 War alles leer.“

Angereihte Perlen.

Die kleinste Biene steht dem Feind so ritterlich,
Weil sie für sich nicht ist, sie fühlt ihr Volk in sich.

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

Nie stille steht die Zeit, der Augenblick entschwebt,
Und den du nicht genützt, den hast du nicht gelebt.

S p r ü c h e.

Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß er dir gefallen, Stein,
• Daß wir dich behauen.

Am Ende deiner Bahn ist gut Zufriedenheit;
Doch wer im Anfang ist zufrieden, kommt nicht weit.

§ 5. Der Schwäbische Dichterkreis.

Die schwäbischen Dichter, durch Freundschaft, Heimat und andere ähnliche Lebensverhältnisse verbunden, stimmten (außer Wihland) als Angehörige eines Rheinbundsstaates¹⁾ nicht in die Befreiungslyrik ein. Sie waren überhaupt der Politik abgeneigte, schlichte, treuherzige und religiös gesinnte Naturen und schlugen in ihren Dichtungen einen einfachen, natürlichen Ton an, der in dem Herzen des Volkes einen starken Wiederhall fand. An die Romantik anknüpfend, zeigten sie auch Neigung zum Mittelalter und Religiösen, doch nichts Krank-

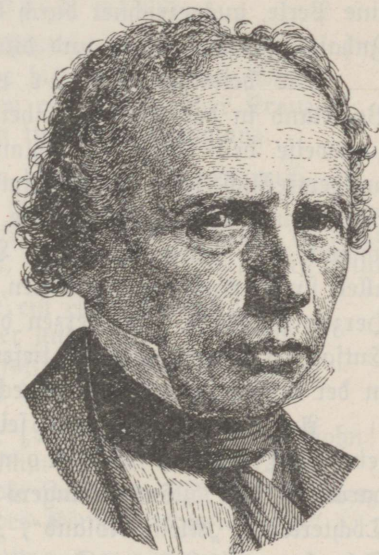
¹⁾ D. 12. Juli 1806 von Napoleon I mit 16 deutschen Fürsten abgeschlossener Bund; Zweck desselben war Sicherung des Friedens in Süddeutschland.

haftes klebte ihnen an. Mit Innigkeit und Sinnigkeit betrachteten sie das Leben in der Natur und sangen herzerfreuende, innige Lieder und vortreffliche Balladen, wenn sie auch meist nicht zu den größten Geistern gezählt werden können.

Der bedeutendste von ihnen ist

Ludwig Uhland (1787—1862).

Ludwig Uhland war in Tübingen geboren und entstammte einer alten Literatenfamilie. Er studierte anfangs die Rechte, widmete sich aber gleichzeitig der Erforschung der Dichtung des deutschen Mittelalters und gab Proben des eigenen Könnens. In Paris, wohin er sich zur Vervollkommenung seiner Rechtskenntnisse begeben hatte, beschäftigte er sich eifrig mit den Schätzen altdeutscher und altfranzösischer Poesie und veröffentlichte wissenschaftliche Abhandlungen darüber. Die



Rechtswissenschaft gab er bald auf und widmete sich germanistischen Studien. Von 1829—1833 war er Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen. An der Entwicklung des Vaterlandes nahm er als Abgeordneter teil und zog sich, unzufrieden mit den politischen Verhältnissen Deutschlands, aus dem Amt zurück, um ungestört seinen persönlichen Interessen leben zu können.

Im Februar 1862 reiste er zum Begräbnis seines Jugendfreundes, des Dichters Kerner, und zog sich hierbei eine Erkältung zu, deren Folge eine Erkrankung des greisen Sängers war.

Am 13. November 1862 schied er, 75 J. alt, aus dem Leben, tief betrauert von den Besten seines Volkes. Sein Denkmal trägt mit Recht die Aufschrift: „Ludwig Uhland, dem Dichter, dem Forscher, dem deutschen Mann! Das dankbare Vaterland.“

Uhland, der Liebling des deutschen Volkes, hat keine große Anzahl von Gedichten hinterlassen, aber fast jedes davon ist eine Perle, ausgezeichnet durch Einfachheit, durch Reinheit des Inhalts und der Form und durch die Kraft edler Gesinnung.

Die heimische Natur und das Vaterland, das Vaterland in der Vergangenheit und Gegenwart bieten vorzugsweise den Stoff zu Uhlands Dichtungen. Er weiß so unübertrefflich seine Seelenstimmungen zu offenbaren. Der Winter und der Frühling, die Schneedecke und der Blüthen-schmuck, das Leben mit seiner Lust und seinem Weh — das alles findet Ausdruck in Tönen, die seelenvoll, innig aus dem Herzen kommend zum Herzen dringen und Gefühle friedlicher Entsagung, neuer Hoffnung, tiefen Schmerzes und reiner Freude in der menschlichen Brust erwecken.

Am bedeutendsten sind seine lyrisch-epischen Dichtungen, seine Balladen und Romane. Die vorzüglichsten darunter sind „Des Sängers Fluch“, „Des Goldschmieds Tochterlein“, „Klein Roland“, „König Karls Meerfahrt“, „Der Schenk von Limburg“, „Das Glück von Edenhall“, „Der blinde König“, „Der gute Kamerad“ u. a.

Uhlands lyrische Gedichte sind schlicht und ansprechend. Sie besingen, gleich den Volksliedern, oft die Natur, so die ganze Reihe der „Frühlingslieder“. Die „Wanderlieder“ reden von Scheiden und Meiden, Sehnsucht und Heimkehr, die Trinklieder enthalten fröhlichen Humor. In seinen stimmungsvollsten Liedern läßt der Dichter oft Jäger und Hirten und andere Leute reden, die der Natur nahe stehen. Z. B. „Die Kapelle“, „Schäfers Sonntagslied“, „Des Knaben Verglied“ usw.

Auch das dramatische Gebiet hat Uhland betreten. „Ernst, Herzog von Schwaben“ und „Eudwig der Bayer“ sind beendigt worden und zeichnen sich durch Schönheit der Sprache und edlen historischen Stoff aus, zur Aufführung sind sie aber doch nicht ganz geeignet. Seine übrigen dramatischen Versuche sind Bruchstücke geblieben.

Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Vocken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk unsrer tiefften Pieder, stimm an den vollsten Ton!
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz.“

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl,
Der König furchtbar prächtig wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumper Geisterchor.

Sie singen von Venz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit,
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet; verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus statt der goldnen Pieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoßen ist all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröthelt in seines Meisters Arm;
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Tore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt;
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Mein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht;
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch,
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
 Einen bessern findst du nit.
 Die Trommel schlug zum Streite,
 Er ging an meiner Seite
 In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen;
 Gilt's mir oder gilt es dir?
 Ihn hat es weggerissen,
 Er liegt mir vor den Füßen,
 Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
 Derweil ich eben lad':
 „Kann dir die Hand nicht geben;
 Bleib du im ew'gen Leben
 Mein guter Kamerad!“

Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
 Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
 Sie schaffen an allen Enden.
 O frischer Duft, o neuer Klang!
 Nun, armes Herze, sei nicht bang!
 Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
 Man weiß nicht, was noch werden mag,
 Das Blühen will nicht enden.
 Es blüht das fernste, tiefste Thal;
 Nun, armes Herze, vergiß der Qual!
 Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
 Schauet still ins Thal hinab
 Drunten singt bei Wies' und Quelle
 Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
 Schauerlich der Leichenchor;
 Stille sind die frohen Lieder,
 Und der Knabe lauscht empor.

Doben bringt man sie zu Grabe,
 Die sich freuten in dem Thal;
 Hirtenknabe, Hirtenknabe!
 Dir auch singt man dort einmal.

Eduard Mörike (1804—1875).

Nach Goethes Tode erstand wohl einer der größten deutschen Dichter in Eduard Mörike aus Ludwigsburg. Nachdem er zehn Jahre Pfarrer gewesen, wurde er Lehrer der Literatur in Stuttgart, wo er bis zu seinem Tode wirkte. Dieser bedeutende schwäbische Dichter hat erst in neuerer Zeit die längst verdiente Anerkennung gefunden.

Mörikes lyrische Gedichte treffen vielfach den innigen Ton des Volksliedes, sind voll Wahrheit, Originalität, Tiefe der Empfindung, teilweise nicht ohne Humor. Harmonie und ruhige Schönheit überwiegen in allen seinen Dichtungen. Ideal und rein war sein Wesen, ideal und rein waren auch die Stoffe seiner Dichtung. Zu den tiefsten und stimmungsvollsten Liedern gehören „Das verlassene Mägdelein“, „Schön Rotraut“, „Die schöne Buche“, „Zum neuen Jahr“, „Elfenlied“ u. a. In dem prächtigen „Der alte Turmhahn“ beschreibt er sein eigenes Leben. Die „Idylle vom Bodensee“, in Hexametern geschrieben, ist ein gemütvolltes schönes Stück Heimatkunst. — Eine freie dichterische Umgestaltung seiner Jugendgeschichte gab Mörike in seinem einzigen Roman „Maler Nolten“, einem Bildungsroman nach dem Vorbilde des „Wilhelm Meister“.

Von seinen Novellen, die sich durch hohe poetische Schönheit, feine Charakteristik und Anmut der Erzählung auszeichnen, wäre an erster Stelle „Mozarts Reise nach Prag“

zu nennen, eine der besten lyrischen Novellen, die je geschrieben worden sind. Sie schildert die Erlebnisse Mozarts¹⁾ an einem von Sonnenschein durchglühten Sommertage, an dem der Meister mit seiner Gattin in der Reisekutsche auf dem Wege nach Prag begriffen ist und auf humorvolle Weise Gast auf einer Verlobungsfeier wird. Hier berichtet Mozart von seiner Jugend, seine Gattin vom Leben und Schaffen des Meisters in Wien, und abends erreicht die Feier ihren Höhepunkt, als Mozart Stücke aus seinem noch unvollendeten „Don Juan“ vorträgt.

Mozarts Seele und Musik waren dem wesensverwandten Mörike völlig verständlich, daher wurde auch das dichterische Bild des großen Meisters ein innerlich wahres und lebendiges. — Eine schalkhafte Märchenerzählung ist das „Stuttgarter Huzelmännlein“.

So hat Mörike in der That dem deutschen Volke einen ganzen Schatz an poetischen Perlen hinterlassen.

Elfenlied.

Bei Nacht im Dorf der Wächter rief: Elfe!
Ein ganz kleines Elfen im Walde schlief — wohl
um die Elfe!

und meint, und rief ihm aus dem Tal
bei seinem Namen die Nachtigall,
oder Silpelit hätt' ihm gerufen.
Reibt sich der Elf die Augen aus,
begibt sich vor sein Schneckenhaus
und ist als wie ein trunken Mann,
sein Schläflein war nicht voll getan,
und humpelt also tippe tapp
durchs Haselholz ins Tal hinab,

¹⁾ Mozart (Wolfgang Amadeus), geb. 27. Jan. 1756 in Salzburg (in den österreichischen Alpen), gest. in Wien d. 5. Dez. 1791. Einer der reichbegabtesten und eigentümlichsten Komponisten, die je gelebt. Schon als 6jähriger Knabe machte er als Klavier- und Violinspieler eine größere Konzertreise und erregte sowohl in der Heimat wie im Auslande Aufsehen.

schlupft an der Mauer hin so dicht,
 da sitzt der Glühwurm, Licht an Licht.
 „Was sind das helle Fensterlein?
 Da drin wird eine Hochzeit sein:
 die Kleinen sitzen beim Mahle
 und treiben's in dem Saale.
 Da guck' ich wohl ein wenig 'nein!“
 — Pfui, stößt den Kopf an harten Stein!
 Elfe, gelt, du hast genug?
 Guck! Guck!

Das verlassene Mägdlein.

Früh, wenn die Hähne krähn,
 eh die Sternlein verschwinden,
 muß ich am Herde stehn,
 muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
 es springen die Funken;
 ich schaue so drein,
 in Leid versunken.

Plötzlich da kommt es mir,
 treulofer Knabe,
 daß ich die Nacht von dir
 geträumet habe.

Träne auf Träne dann
 stürzt hernieder;
 so kommt der Tag heran —
 o ging' er wieder!

Schön = Rohtraut

(ist wohl die schönste von M. Balladen; hier zeigt sich die Kunst des Dichters, die Geschehnisse anzudeuten, halb zu verhüllen, niederzudämpfen, nachklingen zu lassen, so daß die Einbildungskraft des Lesers die Lücken ergänzen muß).

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
 Rohtraut, Schön-Rohtraut.
 Was tut sie denn den ganzen Tag,
 da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?

Tut fischen und jagen.
 O daß ich doch ihr Jäger wär'!
 Fischen und Jagen freute mich sehr.
 — Schweig stille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil',
 Rohtraut, Schön-Rohtraut,
 so dient der Knab' auf Ringangs Schloß
 in Jägertracht und hat ein Roß,
 mit Rohtraut zu jagen.
 O daß ich doch ein Königssohn wär'!
 Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb' ich so sehr.
 — Schweig stille, mein Herze!

Einstmals sie ruhten am Eichenbaum,
 da lacht Schön-Rohtraut:
 Was siehst mich an so wunniglich?
 Wenn du das Herz hast, küsse mich!
 Ach! erschrak der Knabe!
 Doch denkt er: mir ist's vergunnt,
 und küßet Schön-Rohtraut auf den Mund.
 — Schweig stille, mein Herze!

Darauf sie ritten schweigend heim,
 Rohtraut, Schön-Rohtraut;
 es jauchzt der Knab' in seinem Sinn:
 Und würd'st du heute Kaiserin,
 mich sollt's nicht kränken:
 Ihr tausend Blätter im Walde, wißt,
 Ich hab' Schön-Rohtrauts Mund geküßt!
 — Schweig stille, mein Herze!

Von andern Schwaben ragt noch hervor:

Wilhelm Hauff (1802—1827)

aus Stuttgart. Er studierte Theologie und wollte dann der
 Dichtkunst leben, doch raffte ihn ein früher Tod dahin. Er
 schrieb Novellen (Memoiren des Satans, Phantasien im Bre-
 mer Ratskeller, Bettlerin vom Pont des Arts), Märchen (Das
 steinerne Herz, der kleine Muck, Kalif Storch,

Zwerg Nase u. a.) und den Roman „Lichtenstein“; kühner Rittermut und Treue werden in dem letzteren verherrlicht, wie in den Ritterromanen der Romantiker. In allen seinen Prosawerken offenbart Hauff ein liches, anmutiges Erzählertalent. Seine zwei Lieder „Morgenrot“ und „Steh ich in finst'rer Mitternacht“ sind zu deutschen Volksliedern geworden.

Justinus Kerner (1786—1862)

aus Ludwigsburg entstammte einer mittellosen Familie, wurde zuerst Handwerker, dann Kaufmann und schließlich Arzt in Weinsberg, wo er ein gastfreies Haus gründete, in dem viele Dichter und andere bedeutende Persönlichkeiten aus- und eingingen. Im Alter erblindete der Dichter vollständig. Kerner war vorzugsweise Lyriker.

Von seinen Liedern sind volkstümlich geworden:

Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben! Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus.

Die Sonne, sie bleibet am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder und Meere zu gehn.
Die Vögel nicht hastet am einsamen Strand;
Die Stürme, sie brausen mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken der Vogel dort zieht
Und singt in der Ferne ein heimatlich Lied.
So treibt es den Burschen durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter, der wandernden Welt.

— — — — —
— — — — —

„Der Wandrer in der Sägemühle“, „Der reichste Fürst“.

Gustav Schwab (1792—1850)

aus Stuttgart und ebenda erst Gymnasialprofessor, dann Pfarrer und Konsistorialrat. Er machte sich besonders verdient

durch seine Nacherzählung deutscher Sagen. Seine Lieder sind verschollen bis auf wenige, wie das Studentenlied: „Bemooster Bursche zieh ich aus, Behüt dich Gott, Philisterhaus! Zur alten Heimat geh ich ein, muß selber nun Philister sein. — — — — —“

„Der Reiter und der Bodensee“, „Das Gewitter“, „Nachruf“.

§ 6. Österreichische Dichter.

Es können an dieser Stelle nicht alle erwähnenswerten österreichischen Poeten zusammengefaßt werden; manche müssen ihrer Art wegen anderen Gruppen eingefügt werden; völlig eigenartig aber steht der folgende Dichter da:

Franz Grillparzer (1791—1872).

Österreich, seit Jahrhunderten ohne großen Dichter, erhielt seinen Klassiker in Franz Grillparzer, geb. 1791 in Wien. Er lebte als Beamter in Wien und hatte infolge der damaligen schweren Zeiten¹⁾ viele Unannehmlichkeiten in seinem Amt. Dazu kam, daß er von beständiger Angst gequält wurde, der Geisteskrankheit zu verfallen, da diese in seiner Mutter Familie erblich war (seine Mutter hatte an sich Selbstmord verübt). So viel als möglich floh er die Gesellschaft, teilweise auch erbittert darüber, von derselben als Dichter nicht genügend verstanden und gewürdigt zu werden. Als man dann dem inzwischen zur Anerkennung gelangten Dichter zu seinem 80. Geburtstag aus allen Gesellschaftsschichten große Ehren zuteil werden ließ, da fand er keine Worte des Dankes, nur ein grämliches „Es ist zu spät“. Unverstanden und einsam hatte er den Kampf mit dem Leben geführt und einsam auf „seiner Höhe“ stehend ging der Dichter, der wohl den

¹⁾ Die Zeit des Regimes Metternichs.

größten angereicht werden darf, zur ewigen Ruhe ein (21. Januar 1872).

Grillparzer trat zuerst in die Fußstapfen der Romantik und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich durch sein Drama „Die Ahnfrau“, das (1817) zum erstenmal in



Wien aufgeführt wurde und von da erfolgreich über alle Bühnen Deutschlands ging. Dieses Drama gehört zu den aus der Romantik hervorgegangenen sogenannten „Schicksalsdramen“. Das ist eine Gattung, wie sie Zacharias Werner und Adolf Müllner in ihrem „24. Februar“ und „29. Febr.“ begründet hatten; in diesen Dramen ist es nicht das gewaltige Schicksal der Antike, das mit furchtbarer Macht in das Leben der Menschen hineingreift, sondern in ihnen erscheint das Schicksal als

eine tückische Gewalt, die Schuldige und Unschuldige ins Verderben zieht; der Mensch steht unter der Zaubermacht eines Fluches, den er ohne sein Wissen und Verschulden auf sich geladen hat, und ohne sich dagegen wehren zu können, geht er bejammernswert zugrunde.

Auch in Grillparzers Erstlingswerk geht ein Fluch in Erfüllung, der um der Sünden der Ahnfrau willen auf dem Geschlechte ruht: Dem Grafen Borotin, auf dessen Geschlecht jener fürchterliche Fluch eines Ahnherrn ruht, wird sein einziger Sohn von Räubern geraubt und zu ihresgleichen erzogen. Dieser wird Räuberhauptmann, tötet ahnungslos seinen Vater,

verliebt sich in seine Schwester, die darob in Wahnsinn endet, und stirbt endlich selbst in den Armen der aus dem Grabe erstandenen Ahnfrau. — An romantischen Schrecken und Gespenstern fehlt es also nicht, auch ist der gereimte vierfüßige Trochäus ein beliebtes romantisches Versmaß, doch in der Sprache und dem außerordentlich geschickten Aufbau der Handlung erhebt sich dieses Drama weit über die andern gleicher Gattung.

Bald lehrte Grillparzer der romantischen Schule den Rücken und wählte antike Stoffe, die er mit deutschem Geiste erfüllte. So schuf er Dramen, durch die er würdig Schiller und Goethe zur Seite gestellt werden darf. Ein Jahr nach der Aufführung der „Ahnfrau“ erschien das Drama „Sappho“, ein ergreifendes Seelengemälde, das den Zwiespalt zwischen Dichtung und Leben zur lebendigen Anschauung bringt. — Sappho, die bekannte griechische Dichterin, kehrt ruhmgekrönt von den Olympischen Spielen zurück. Ihr Herz ist in Liebe zu dem edlen Jüngling Phaon entbrannt, der seine Verehrung für die erhabene Dichterin für Liebe hält und sich mit ihr verbindet. Als er aber Melitta, Sapphos Lieblingsflavin in ihrer Jugend und reizenden Unschuld erblickt, da erst erfährt er, was wahre Liebe ist. Glühender Schmerz ergreift Sappho, als sie dieses bemerkt: Sie zückt den Dolch auf die „Falsche“, die sie wie ein Kind geliebt und erzogen, und die nun ihr Glück geraubt hat. Doch Phaon eilt auf Melittas Ruf herbei: Im Entsetzen über Sapphos Absicht reißt das letzte Band, das ihn an die große Dichterin fesselte. Wie eine böse Zauberin erscheint sie ihm, sie, die ihn zu ihren Füßen gezwungen hat. Aber nun ist der Zauber gebrochen und er bekennt sich offen zu Melitta. Doch noch setzt Sappho den Kampf fort: sie will Melitta heimlich fortsenden und hofft sich so noch ihr Glück zu retten. Doch Phaon erfährt es und entflieht mit der Geliebten. Die Flüchtlinge werden eingeholt und zurückgeführt. Mächtig kämpfen in Sappho zwei Gewalten, denn

sie liebt die beiden Wesen, die sie nun verachten zu müssen glaubt. Ein furchtbares Ringen! Doch bald siegt das Edle in dem gequälten Weibe. Sie erkennt, daß die Schuld der beiden nicht unverzeihlich ist, daß Phaon sie wohl verehrt, aber nicht eigentlich geliebt hat. Da spricht sie ihren Segen über die Liebenden aus und stürzt sich dann ins Meer, um sich mit den Göttern, denen sie sich verwandt fühlt, zu vereinen.

Grillparzer zeigte schon in diesem Drama, welch ein Meister der Form er war und über welch wundervollen Wohlklang der Rede er gebot. Es ist vorzugsweise in fünffüßigen Jamben geschrieben und wahrt streng die Einheit von Ort und Zeit. Es erinnert mit seiner lichten und schönen Darstellung oftmals an Goethes „Iphigenie“.

Wenige Jahre später erschien die Tragödie „Das goldene Vlies“. Es gehört ebenfalls der griechischen Sagenwelt an und ist eine großartige Tragödie, die sich mit dem Besten messen kann. Infolge seines großen Umfanges mußte es in drei Teile zerlegt werden. Die einzelnen Teile heißen: Der Gastfreund (Vorspiel), „Die Argonauten“ und „Medea“ (Hauptteile). — Dieses Drama weist aber trotz des klassischen Stoffes schon stark realistische Züge auf; denn das goldene Vlies¹⁾ selbst ist kein romantisches Zauberwerk, es hat keine geheimen Kräfte und der Fluch, mit dem es belegt ist, wird von Phrixos, seinem ersten Besitzer, der ihm zum Opfer fällt, ausgesprochen. Die Bedeutung dieses begehrenswerten Gegenstandes (des Vlieses) beruht also nicht auf geheimen Kräften, die es besitzt, sondern die ihm zugeschrieben werden. Um seinetwillen erschlägt Aëtes, der König von Kolkhis, seinen Gastfreund, um sich in den Besitz des Vlieses zu setzen. Dann ziehen die „Argonauten“²⁾ unter Anführung des Griechen

1) Ein goldenes Widderfell in Kolkhis am schwarzen Meere, nach dessen Besitz viele Könige und Helden strebten.

2) Griechen, die auf dem Schiffe „Argos“ übers Meer fahren.

Jason aus, das Blies zu erwerben. So erweckt es Begierde und streut dadurch Verderben aus, wie der Hort der Nibelungen, über alle, die ihm nahe kommen. Auch über Medea, die Tochter des Königs Aëtes, denn sie wird zur Verrätherin an ihrem Elternhause, indem sie Jason in die Ehe nach Griechenland folgt. Der Besitz des Blieses bringt aber Unsegen über sie und Jason. Wie diese Ehe zugrunde geht, das hat Grillparzer mit ganz realistischen Zügen dargestellt. Er zeigt Jason, der in der Fremde ein Held ist, zu Hause als den schwachen Menschen, den Egoisten, und als solchen erkennt ihn Medea: „Nur er ist da, er in der weiten Welt“, so kennzeichnet sie seine Selbstliebe. Sie aber, die Schöne, die Liebliche im heimatlichen Barbarenlande, ist im Lichte des heiteren Griechenlandes nur herb und unzart; die Veier zerbricht in ihrer ungeübten Hand, den Griechen ist sie eine Fremde. Von Ort zu Ort muß sie mit Jason fliehen, bis sie bei Kreon, dem König von Korinth, Aufnahme finden. Doch auch zu Medeas Unglück, denn Jason sieht Kreusa (Kreons Tochter), die er einst geliebt, wieder, und die Liebe zwischen ihnen erwacht aufs neue; dazu gewinnt Kreusa die Zuneigung von Medeas Kindern. In ihrer Verzweiflung stößt Medea ihren Kindern den Dolch ins Herz, tötet durch Zauberkunst Kreusa und verurteilt sich selbst zur Verbannung.

Aber nicht das ist das Tragische in ihrem Schicksal, daß sie verstoßen wird oder daß sie die Liebe Jasons verliert, sondern sie geht daran zugrunde, daß das Idealbild zerschellt, das sie sich von dem Geliebten gemacht hatte, der nun sich ihr in seiner ganzen Gewöhnlichkeit zeigt. — Medea, die den verzweifelte, ausgestoßenen Jason in der Wüste trifft, spricht:

„Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!“

Und als er um seine Kinder jammert, da ruft sie ihm zu:

„Trage! — — — Dulde! — — — Büße!“

So kann diese Tragödie als Mahnruf an die Welt aufgefaßt werden. — Die Sprache ist wundervoll und ganz besonders kunstvoll dadurch, daß Grillparzer sie der Art und Weise der Reden aufs beste anpaßt: in fließenden wohlklingenden Jamben sprechen die redengewandten, sangeskundigen Griechen; abgebrochen, in verschiedenen Rhythmen die rauhen, wilden Barbaren, die Kolchier.

Klassisch nach Stoff, Stil und Gehalt ist auch das Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen“, das unter diesem romantischen Titel die alte Hero-Sage¹⁾ behandelt. Auch dieses Werk ist ganz zum Seelendrama geworden; vor allem zeigt sich dieses in dem fast handlungslosen vierten Akt. Mit großer Zartheit ist das Liebespaar erfaßt, besonders Hero, die als jugendliche Priesterin mit dem Leben abgeschlossen zu haben meint und in der nun beim Anblick Veanders die weiblichen Gefühle erwachen. Als dann die Strenge des Lebens (verkörpert in der Gestalt des Oheims) Entsagung fordert, da ist es zu spät und der Untergang Veanders führt auch ihren Tod herbei, einen Tod aus gebrochenem Herzen.

Das Gebiet des geschichtlichen Dramas betrat Grillparzer (1823) mit dem vaterländisch-österreichischen Trauerspiel „König Ottokars Glück und Ende“. Der Dichter will in diesem Drama weder Moral noch Begründung der Geschehnisse bringen; die nackten Tatsachen an sich erscheinen ihm allein bedeutend für eine historische Tragödie. Es soll in diesem Drama die Macht Ottokars und sein Untergang im Kampf mit Rudolf von Habsburg geschildert werden, ein Ziel, das Grillparzer jedoch nicht ganz erreicht hat. Ein äußerer Einfluß der Schillerschen Dramen ist noch zu stark, und Grillparzer kommt ohne theatralisch aufgebauschte Massenszenen und gar Liebesintrigen nicht aus.

1) Priesterin der Venus zu Geseus am Hellespont. Veander, ihr Geliebter, schwamm jede Nacht über den Hellespont zu ihr, bis er ertrank. Darauf stürzte auch sie sich ins Meer.

Unter Grillparzers realistischen Dramen ist das am weitesten in die Zukunft weisende Werk „Die Jüdin von Toledo“.

König Alphons v. Spanien gerät in die Fesseln eines wild-schönen, sinnlich begehrenden Judenmädchens, Rahel, das von moralischen Gesetzen nichts weiß. Rahels Launen gewinnen einen solchen Einfluß auf den an der Seite einer kühlverständigen Gattin lebenden König, und ihres Vaters schmutzige Gier auf seine Umgebung, daß das Staatsgetriebe darunter leidet. Da greift die Königin mit den Großen des Landes ein: Rahel wird ermordet. Zwar wütet Alphons zuerst, dann aber lernt er seine Pflicht erkennen. Und als er schließlich Rahels in Todesstarre krampfhaft ausgestreckte Glieder sieht, da ist sie aus seinem Herzen ausgelöscht und sein Heranreifen zum Herrscher wird vollendet.

Das Gedankendrama „Eibussa“ behandelt den sagenhaften Stoff von der Gründung Prags durch die böhmische Herzogstochter Eibussa. Das Werk enthält viele Gedanken Grillparzers über geistige Dinge und über Kulturentwicklung. Unter noch verschieden anderem brachte der Dichter zur Verwunderung des Wiener Publikums auch ein Lustspiel auf die Bühne: „Weh dem, der lügt“. Da das Stück, das sich durch meisterhafte Charakteristik auszeichnet, von den Wienern schroff abgelehnt wurde, zog sich Grillparzer verletzt von der Öffentlichkeit zurück und ließ nichts mehr erscheinen.

„Die Jüdin von Toledo“, „Eibussa“ und „Ein Bruderzwist in Habsburg“ sind erst nach des Dichters Tode veröffentlicht worden.

Von Grillparzer sind auch lyrische Gedichte und Sprüche erschienen; auch zwei Novellen hat er geschrieben: „Das Kloster von Sendomir“ (von Gerhart Hauptmann zu der Tragödie „Elga“ verarbeitet) und „Der arme Spielmann“. Auch diese Novellen tragen den Charakter der übrigen Werke Grillparzers; auch durch sie weht ein Zug von Melancholie und Entsagung.

Nikolaus Lenau (Nic. Niembusch Edler von Strehlenau)
(1802—1850)

geb. zu Esztab (spr. Tschatab) in Ungarn als Sohn eines leichtlebigen Offiziers. Es mischt sich in ihm deutsches mit slavischem und magyarischem Blute. Aus der leidenschaftlichen Ruhelosigkeit seiner Familie und seines Heimatlandes erklärt sich sein unbefriedigtes Umherirren, das ihn sogar bis nach Amerika führt, wohin ihn vor allem die Urwälder und die Fälle des Niagara ziehen. Es ist die Natur des Ozeans, der Alpen, der Steppe, die er sucht, die Musik, die er bewundernswert auf der Geige ausübt und in die er sich vertieft; es ist ein Suchen nach Wahrheit und Frieden und ein Nichtfinden des Gesuchten. Aus allem erwachsen dem Leidenschaftlichen nur Schmerzen und Leiden, bis er in völlige Schwermut und Trübsal verfällt und schließlich im Irrenhause endet.

Lenau ist einer der ersten deutschen Dichter. Die Grundstimmung seiner Poesie ist trübe Melancholie und tiefer innerer Schmerz, wovon u. a. die Gedichte „An die Melancholie“, „Bitte“, „Eitel nichts“ Zeugnis geben. — Zu seinen schönsten Liedern gehören „Die Schilflieder“, „Der Venz“, „Liebesfeier“, „Der Postillon“, „Das Posthorn“, „Die Heideschenke“, „Die drei Indianer“ u. a.

Schilflied.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.
Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.
Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge;
 Übe deine ganze Macht,
 Ernste, milde, träumerische,
 Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
 Diese Welt von hinnen mir,
 Daß du über meinem Leben
 Einsam schwebest für und für!

Der Postillon

Lieblieh war die Maiennacht,
 Silberwölkchen flogen,
 Ob der holden Frühlingspracht
 Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wief' und Hain,
 Jeder Pfad verlassen;
 Niemand als der Mondenschein
 Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
 Und es zog gelinder
 Durch das stille Schlafgemach
 All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
 Denn der Blüten Träume
 Dufteten gar wonniglich
 Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
 Rieß die Geißel knallen,
 Über Berg und Tal davon
 Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
 Scholl der Hufe Schlagen,
 Die durchs blühende Revier
 Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
 Raum gegrüßt — gemieden;
 Und vorbei, wie Traumesflug,
 Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
 Lag ein Kirchhof innen,
 Der den raschen Wanderblick
 Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergestrand
 War die bleiche Mauer,
 Und das Kreuzbild Gottes stand
 Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ¹⁾ ritt auf seiner Bahn
 Stillter jetzt und trüber;
 Und die Koffe hielt er an,
 Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad.
 Mag's euch nicht gefährden;
 Drüben liegt mein Kamerad
 In der kühlen Erden!“

Ein gar herzlieber Gesell!
 Herr, 's ist ewig schade!
 Keiner blies das Horn so hell,
 Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
 Dem dort unterm Rasen
 Zum getreuen Brudergruß
 Sein Veiblied zu blasen!“

Und dem Kirchhof sandt' er zu
 Frohe Wandersänge,
 Daß es in die Grabesruh'
 Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
 Klang vom Berge wieder,
 Ob der tote Postillon
 Stimmt' in seine Vieder.

¹⁾ Postillon.

Weiter ging's durch Feld und Hag
 Mit verhängtem Zügel;
 Lang' mir noch im Ohre lag
 Jener Klang vom Hügel.

Adalbert Stifter (1805—1868) aus Böhmen, berühmt durch seine novellistischen Erzählungen, gesammelt und veröffentlicht unter dem Titel „Studien“. Er bietet darin meisterhafte Landschafts- und Seelengemälde, welche den tieffinnigen Zusammenhang zwischen der Gemütswelt und der Natur darlegen.

Robert Hamerling (1830—1889), Niederösterreicher, ist einer der bedeutendsten epischen Talente des 19. Jahrhunderts. Als glänzend begabter Dichter hat er sich besonders in folgenden zwei großen Epen bewährt: a) „Hassver in Rom“ enthält eine Schilderung des lasterhaften Rom mit seinem lasterhaften Despoten Nero an der Spitze; b) „Der König von Zion“ stellt die blutige Herrschaft der Wiedertäufer¹⁾ in Münster unter Johann von Beyden dar.

§ 7. Das junge Deutschland.

Den Namen „Jungdeutschland“ hat man einer Richtung in der Literatur gegeben, die ums Jahr 1830 ihren Anfang nahm und ausgesprochen revolutionär war. Im gewissen Sinne erklärlich war dies durch die damaligen Zustände in Deutschland. Viele sehnten sich nach einer Einigung der einzelnen Staaten und nach größerer politischer Freiheit; die Regierung aber unterdrückte jede Freiheitsregung in Politik und Geistesleben mit unerbitterlicher Strenge. Dazu kam die Kunde vom Sieg der Julirevolution in Frankreich und mit einem Schlage wurde alles Französische zum

1) In der Reformationszeit die Gegner der Kindertaufe, welche die Taufe an Erwachsenen wiederholten, beim Bauernkrieg beteiligt, errichteten 1533 in Münster eine Pöbelherrschaft, erhoben den Schneider Bockelson aus Beyden zum König des neuen Zion, machten Münster zum Schauplatz wildester Ausschweifungen, denen erst durch die Einnahme der Stadt seitens protest. Fürsten im Verein mit dem Bischof von Münster ein Ende gemacht wurde.

mustergültigen Vorbild erhoben, insbesondere die französischen Schriftsteller, die den sozialen Umsturz predigten (die Roman-
dichterin George Sand). Romantische und klassische Poesie
waren dieser Richtung verhaßt; an Stelle des Ideals trat
das Sinnliche, an Stelle des Glaubens nüchterne Kritik, oft
häßlicher Spott. So entstand eine Poesie voll weltverachten-
der Satire, voll Hohn über das Heilige, als einzigem Ideal
dienend der Herrschaft des Individuums (d. h. schrankenloser
Freiheit), oft ohne Scheu vor niedrigster Sinnlichkeit, Zügel-
losigkeit und Sittenlosigkeit. Diese Dichter waren der Ansicht,
daß die Poesie im Dienste des öffentlichen Lebens
und der Politik stehen müsse; die „reine Kunst“ war
nicht mehr das Ziel ihrer Bestrebungen.

Die jungen Leute wurden, wie auch schon die Roman-
tiker, in den geistreichen jüdischen Kreisen Berlins¹⁾ gehegt,
suchten aber ihre geistige Nahrung in Paris, von wo aus
einige später auch für ihre revolutionären Ideen wirkten.
Führer waren die zum Christentum übergetretenen Juden

Ludwig Börne (Eob Baruch),

Sohn eines Bankiers in Frankfurt a. M., Jurist, dann Jour-
nalist, und

Heinrich Heine (1799—1856).

Heinrich Heine wurde in Düsseldorf (das bald darauf
unter französische Herrschaft kam) als Sohn wenig bemittelter
jüdischer Eltern geboren. Auf den Wunsch dieser und eines
sehr reichen Onkels, Salomon Heine in Hamburg, sollte er
Kaufmann werden, zeigte aber für diesen Stand weder Lust
noch Geschick und setzte es endlich bei seinem Onkel durch, Er-
laubnis und die Mittel zum juristischen Studium zu erhalten.
Eine Zeitlang lebte er in Berlin und erst dort kam er in

¹⁾ Henriette Herz, Rahel Levin u. a.

einen wirklich literarischen Kreis und trat mit vielen hervorragenden Männern in Verkehr. Trotz seines Übertritts zum Christentum blieb er doch ein glühender Feind desselben. Da er infolge seiner allzu liberalen politischen Ideen in Deutschland keine Anstellung und als Dichter wenig Anerkennung fand, kehrte er diesem Lande den Rücken. Nachdem er vorübergehend in London und Italien gewesen war, ließ er sich, von der französischen Regierung als politischer Flüchtling materiell unterstützt, dauernd in Paris nieder. Hier vermählte er sich mit einer wenig gebildeten, leichtfertigen Französin, die ihn aber im Laufe seiner Leidensjahre doch gepflegt hat und von ihm leidenschaftlich geliebt wurde. Nach langen, schweren, durch zügelloses Leben hervorgerufenen Leiden starb er den 17. Februar 1856; seine Leiche wurde ohne kirchliche Zeremonie auf dem Montmartre-Friedhofe beigesetzt.



Seine ist ein hervorragendes dichterisches Talent, vor allem Lyriker. In seiner Jugend hatte er unter dem Einflusse der Romantiker mehrere Tragödien und Romanzen geschrieben, die aber nur wilde Schauer- und Schreckensstücke sind. Später wandte er den Romantikern den Rücken und hatte nichts als nur beißenden Spott für dieselben. In Heine lebten überhaupt romantische Stimmung und spottender Verstand nebeneinander. Wurde die dichterische Ergriffenheit zu stark, so kam der kalte Verstand, der durch einen genau be-

rechneten, witzelnden Schlußeffekt, wie ein kaltes Sturzbad wirkend, den reinen poetischen Ausklang eines Gedichtes zerstörte und den Glauben an eine wahre Begeisterung und Innigkeit des Dichters nicht aufkommen ließ. Man hat Heine nicht mit Unrecht die Spottdroffel des deutschen Dichterwaldes genannt, denn er versteht in der That alle Töne anzuschlagen und oft alles Poetische in Religion, Leben und Liebe ins Lächerliche zu ziehen. Mag er daher mit Recht, wenn auch etwas zu selbstgefällig, von sich sagen: „Ich bin ein deutscher Dichter, bekannt im deutschen Land; nennt man die besten Namen, so wird auch der meine genannt“; nicht weniger wahr bleibt sein anderes Wort: „Vergiftet sind meine Lieder; wie könnt' es anders sein? Du hast mir ja Gift gegossen ins blühende Leben hinein“.

Heines Bedeutung beruht auf seinen Liedern (von denen manche zu Volksliedern geworden sind), Balladen und Romanzen, die er in der Sammlung „Buch der Lieder“, „Neue Gedichte“ und „Romanzen“ veröffentlicht hat. In diesen Sammlungen finden sich neben wenig schönen Gedichten auch wunderbar musikalische Lieder voll zarter Innigkeit und bezaubernden Stimmungsduftes. Viele von ihnen sind von den hervorragendsten Komponisten, wie Mendelssohn und Schumann, in Musik umgesetzt worden und gehören zu den schönsten Perlen der deutschen Poesie. Die bekanntesten darunter sind: „Leise zieht durch mein Gemüt“, „Die Lotusblume“, „Du schönes Fischermädchen“, „Und wüßtest die Blumen“, „Du bist wie eine Blume“, „Im wunderschönen Monat Mai“, „Es ragt ins Meer der Runenstein“, „Der Tod, das ist die kühle Nacht“. Ferner das Heimwehlied aus Frankreich „Ich hatte einst ein schönes Vaterland“, Die Sonette auf die Mutter, die episch-lyrische „Coreley“, dann die meisterhaften Balladen „Belsazar“, „Die Grenadiere“; die Romanzen „Die Wallfahrt nach Kevelaar“, „Der Asra“, „Das Schlachtfeld von Hastings“. Außerdem gehören die wunder-

schönen Natur- und Stimmungsbilderungen der Nordsee-
bilder („Meeresgruß“, „Seegespenst“, „Frieden“) zu Heines
herrlichsten Gedichten. — Außer den Gedichten sind Heines
Werke nur als Spiegel der Zeit bemerkenswert. Von seinen
Prosaschriften sind einige Reisebilder, besonders „Die Harz-
reise“, noch lebendig. — Heine wurde durch den leichtflüssigen,
geistreichen und witzigen Stil der Schöpfer des Feuille-
tons.

Frühlingsbotschaft.

Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute;
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus ins Weite.

Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich laß sie grüßen.

*

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Vögel sangen,
Da hab' ich ihr gestanden
Mein Sehnen und Verlangen.

*

Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Es ragt ins Meer der Runenstein.

Es ragt ins Meer der Runenstein,
Da sitz' ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möwen schrein,
Die Wellen, die wandern und schäumen.

Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen —
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen.

Ein Fichtenbaum steht einsam.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh!
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

*

Es war ein alter König,
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau;
Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein schöner Page,
Blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn;
Er trug die seidne Schleppe
Der jungen Königin.

Kennst du das alte Liedchen?
Es klingt so süß, es klingt so trüb!
Sie mußten beide sterben,
Sie hatten sich viel zu lieb.

In der Fremde.

Ich hatte einst ein schönes Vaterland.
 Der Eichbaum wuchs dort so hoch, die Beilchen nickten sanft —
 Es war ein Traum.
 Das küßte mich auf deutsch und sprach auf deutsch
 (Man glaubt es kaum, wie gut es klang) das Wort: „Ich
 [liebe dich!“
 Es war ein Traum.

Börne und Heine schloß sich zumal im Kampf gegen Christentum und Sitte eine Anzahl Männer an, genannt das junge Deutschland; ihre Schriften wurden vom deutschen Bundestag verboten. Einige lenkten später in gemäßigtere Bahnen ein. Einer der bedeutendsten Vertreter der Jungdeutschen ist

Karl Gutzkow (1811—1878)

aus Berlin. Aus ärmlichen, schlichten Verhältnissen hervorgegangen, durchlebte Gutzkow eine schwere Jugend. Er begann früh seine schriftstellerische Tätigkeit, die den Zweck hatte, die Mängel in Staat und Gesellschaft aufzudecken, und erregte viel Aufmerksamkeit, wurde aber auch heftig angegriffen und sogar mit Gefängnishaft belegt. Wie Heines Schriften, so wurden auch die seinen verboten. Seitdem schrieb er zeitweise unter fremdem Namen, führte ein Leben reich an Wechselfällen und wurde schließlich Dramaturg des Dresdener Hoftheaters, wo er den Höhepunkt seines Lebens und Schaffens erstieg. Er verunglückte bei einem Brande. Gutzkow sagte sich später von den Jungdeutschen los. Als Kritiker und Schriftsteller genoß er mit Recht einen großen Ruf. In seiner Art hat er als Bahnbrecher gewirkt, sowohl im Roman wie im Drama. Seine Romane werden heute noch kaum gelesen, die Dramen aber sind bekannt und gehen auch noch hier und da über die Bühne. Dramen: „Zopf und Schwert“ (Friedrich

Wilhelm I), „Uriel Acosta“ (Verherrlichung Spinozas¹⁾), „Das Urbild des Tartüffe“ (gegen religiöse Heuchelei), „Der Königsleutnant“ (Graf Thoranc und der junge, freilich sehr unnatürlich und unhistorisch gezeichnete Goethe).

Ferdinand Freiligrath,

geb. den 17. Juni 1810 in Detmold, mußte infolge seiner Beteiligung an den politischen Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 Deutschland verlassen, kehrte aber, nachdem er eine Reihe von Jahren in England gelebt, wieder in seine Heimat zurück und starb d. 18. März 1876 in Cannstatt bei Stuttgart. Er führte in die Dichtung jene Naturmalerei ein, welche ihre Bilder vorzugsweise in fremden Zonen sucht. Seine Schilderungen, in denen uns der Dichter gern ins Morgenland, in die Wüste und auf das Meer führt, zeichnen sich aus durch Anschaulichkeit und glühende Farbenpracht, durch kühne Sprache und neue volltönende Reime. Es gehören hierher „Der Löwenritt“, „Wär ich im Bann von Mekkas Toren“, „Der Mohrenfürst“ u. a. Ein warmes Herz und tiefe Empfindung zeigt er in seinen Gedichten: „Die Auswanderer“, „Die Bilderbibel“, „O lieb', so lang du lieben kannst“ u. a. Freiligrath ist zugleich auch Übersetzer. Seine meisterhaften Übersetzungen geben ein Bild der neueren Literatur in Frankreich, England, Amerika.

Der Liebe Dauer.

O lieb', so lang' du lieben kannst!
 O lieb', so lang' du lieben magst!
 Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
 Wo du an Gräbern stehst und klagst!

¹⁾ Berühmter Philosoph, geb. 24. Nov. 1632 zu Amsterdam aus jüdischer Familie; aus der jüdischen Gemeinde ausgestoßen, schloß er sich keiner Kirchengemeinschaft an.

Und Sorge, daß dein Herze glüht
 Und Liebe hegt und Liebe trägt,
 So lang' ihm noch ein ander Herz
 In Liebe warm entgegenschlägt!

Und wer dir seine Brust erschließt,
 O tu' ihm, was du kannst, zulieb';
 Und mach' ihm jede Stunde froh,
 Und mach' ihm keine Stunde trüb'!

Und hüte deine Zunge wohl,
 Bald ist ein böses Wort gesagt.
 O Gott, es war nicht böß gemeint, —
 Der andre aber geht und klagt.

O lieb', so lang' du lieben kannst!
 O lieb', so lang' du lieben magst!
 Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
 Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Dann kniest du nieder an der Gruft
 Und birgst die Augen trüb' und naß —
 Sie sehn den andern nimmermehr —
 In's lange, feuchte Kirchhofsgraz.

Und sprichst: „O schau' auf mich herab,
 Der hier an deinem Grabe weint!
 Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
 O Gott, es war nicht böß gemeint!“

Er aber sieht und hört dich nicht,
 Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
 Der Mund, der oft dich küßte, spricht
 Nie wieder: ich vergab dir längst!

Er tat's, vergab dir lange schon,
 Doch manche heiße Träne fiel
 Um dich und um dein herbes Wort.
 Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

O lieb', so lang' du lieben kannst!
 O lieb', so lang' du lieben magst!
 Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
 Wo du an Gräbern stehst und klagst.

§ 8. Von der alten zur neuen Kunst.

Das Jahr 1848 scheidet das 19. Jahrhundert politisch in zwei Hälften. Auch literarisch tritt um dieselbe Zeit eine deutliche Wandlung ein. Das ist jedoch nicht so zu verstehen, daß sich zwei zeitliche Abschnitte umgrenzen und entweder der alten oder der neuen Kunst zuweisen ließen. Jahreszahlen versagen bei dieser Scheidung durchaus. Der einzelnen Persönlichkeit müssen wir folgen, wenn wir den allmählichen Übergang der Kunst von den alten klassischen und romantischen Idealen zum Realismus und der modernen Weltanschauung beobachten wollen, gleichviel, wann diese Persönlichkeit geboren und gestorben ist. Außer den Dialektdichtern Fritz Reuter (1810—1874) und Klaus Groth (1819—1899) ist J. V. Scheffel einer der Bedeutendsten, die als Bindeglieder von der alten zur neuen Kunst führen.

Joseph Viktor Scheffel (1826—1886)

wurde in Karlsruhe als Sohn eines badischen Oberbaurats geboren. Beide Eltern stammten aus dem Schwarzwaldgebiet. Die dichterisch begabte Mutter und Großmutter lenkten den Blick des Knaben schon früh auf die Geschichten und Sagen der Heimat, unter denen die von „Hohentwiel“ (bei Singen, unweit des Bodensees) eine hervorragende Stelle einnahmen. Zu Scheffels Lieblingsdichtern in der Knabenzeit gehörten Heine, Eichendorff, Hauff und Walter Scott. Rechnen wir dazu, daß er in einem konservativ denkenden Hause aufwuchs, behütet vor jeder politisch freien Zugluft, so verstehen wir, daß sein Geist den gewaltigen sozialen Strömungen fernblieb und sich lieber in das Mittelalter vertiefte, obwohl er 1848 (im Revolutionsjahr) als Sekretär eines Reichskommissars in Frankfurt a./M. politisch tätig war.

Nach einer Wanderung durch die Graubündener Alpen wurde er 1849 als Dienstrevisor in das oberrheinische Wald-

städtchen Säckingen versetzt. Die hier empfangenen poetischen Eindrücke hat er später während seines Aufenthaltes in Italien auf der Insel Capri in seinem „Sang vom Oberrhein“, dem „Trompeter von Säckingen“ reizvoll künstlerisch gestaltet. Es ist nicht der Inhalt, der dem Werk den Reiz verleiht, sondern die herzerquickende Frische der Auffassung und des Tones. Dem „Trompeter von Säckingen“ entstammt eine ganze Reihe der schönsten Lieder Scheffels, die sich bis heute erhalten haben und, in Musik umgesetzt, überall gesungen werden. Hervorzuheben wären: „Das ist im Leben häßlich eingerichtet“, „Einsam wandle Deine Bahnen, stilles Herz, und unverzagt“, „Alt Heidelberg, du feine, Du Stadt an Ehren reich; am Neckar und am Rheine kein' andre kommt dir gleich“. — Während eines späteren Aufenthaltes in Heidelberg entstand die Lieder Sammlung „Gaudeamus“. Eine andre Sammlung, „Frau Abenteuer“, enthält Lieder in der Art der Minnesänger; die „Bergpsalmen“ atmen echte Naturbegeisterung. Als Frucht seiner geschichtlichen Studien erwuchs sein „Ekkehard“. Der Dichter erzählt uns in dem Roman von dem Mönch „Ekkehard II“, der von Liebe zur Herzogin Hadwig, zu der er als Lehrer auf den Hohentwiel gekommen war, ergriffen, dafür büßen muß, dann aber entflieht — und in der Einsamkeit (auf St. Gallen) und Arbeit sein Herz zur Ruhe bringt. Er dichtet das Waltharilied (in Wirklichkeit war Ekkehard I der Verfasser dieses Liedes), das er dann der Herzogin als einen Abschiedsgruß in die Hände spielt. „Da neigte die stolze Frau ihr Haupt und weinte bitterlich.“ — Das ist das Ende dieser Herzensgeschichte, die so viele Leser gewonnen hat. Diese Dichtung ist nicht nur in bezug auf Landschaftsschilderung und Beschreibung von Örtlichkeiten ein Meisterwerk, sondern auch ein vortreffliches Kulturbild des 10. Jahrhunderts. Alles, was der Dichter erzählt oder beschreibt, tritt uns deutlich vor's geistige Auge; Wirklichkeit, Sage und Dichtung sind in künstlerischer Weise

vereinigt; dazu hat Scheffel es verstanden, Gedanken und Gefühle der Gegenwart in der Form der Vergangenheit darzustellen. Damit ist er aber über den historischen Roman der Romantik hinausgeschritten und hat den Weg zur neueren Kunst betreten.

Lyrische Epiker.

Scheffel hat besonders in drei Richtungen fortgewirkt: im lyrischen Epos, im historischen Roman, der teilweise mit dem Epos zu einer Einheit verschmolz, und im Wander- und Kneiplied. Erreicht hat ihn niemand, obwohl diese Gattungen gerade in jener Zeit auch von anderen bearbeitet wurden. Besonders das lyrische Epos fand jetzt zwischen der alten und neuen Kunst eine Reihe von sangesfrohen Vertretern:

Rudolf Baumbach (1840—1905),

der als Märchenerzähler vielleicht sein Bestes geleistet hat. — Mit Baumbachs klingender Kleinkunst nahe verwandt ist die Poesie des älteren

Otto Roquette (1824—1896).

Sobald wir seinen Namen hören, erklingt in uns das unvergeßliche Lied:

Noch ist die blühende, goldene Zeit.

Noch ist die blühende, goldene Zeit,

O du schöne Welt, wie bist du so weit!

Und so weit ist mein Herz und so froh wie der Tag,

Wie die Rüste, durchjubelt von Verhenschlag!

Ihr Fröhlichen, singt, weil das Leben noch mait:

Noch ist die schöne blühende Zeit,

Noch sind die Tage der Rosen!

Frei ist das Herz, und frei ist das Lied,

Und frei ist der Bursch, der die Welt durchzieht,

Und ein rosig'ger Fuß ist nicht minder frei,

So spröb und verschämt auch die Lippe sei.

Wo ein Lied erklingt, wo ein Fuß sich beut,
Da heißt's: Noch ist die blühende, goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!

Ja im Herzen tief innen ist alles daheim,
Der Freude Saaten, der Schmerzen Keim.
Drum frisch sei das Herz und lebendig der Sinn,
Dann brauset, ihr Stürme, daher und dahin!
Wir aber sind allezeit zu singen bereit:
Noch ist die blühende, goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!

Dieses Lied steht in einem größeren Werke des Dichters, dem Versepos „Waldmeisters Brautfahrt“, das seinerzeit mit Begeisterung gelesen worden ist und an nahezu 100 Auflagen erlebt hat.

Julius Wolff (1834—1910).

Wolffs lyrische Epen sind bekannter, als sie es vielleicht verdienen. Die bekanntesten unter denselben sind: „Der Rattenfänger von Hameln“, „Der wilde Jäger“, „Tannhäuser“, „Eurelei“ und „Der fliegende Holländer“. Unter seinen Romanen sind viel gelesen worden: „Der Süßmeister“, „Der Raubgraf“, „Das Recht der Hagestolze“ und „Die Hohenkönigsburg“.

Der Münchener Dichterkreis.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde München, Bayerns Hauptstadt, zu einem Mittelpunkt künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens. Vor allem setzte der junge König von Bayern, Maximilian II, seine Ehre darein, Dichter und Gelehrte an seinen Hof zu ziehen.

Diese Dichter, die heute auch unter dem Namen „Epi-
gonen“¹⁾ bekannt sind, waren meist poetisch tief empfindende, gebildete, kunstverständige Leute, die in der Dichtung großer Vorgänger ihr Ideal sahen, über großen Formenreichtum ver-

¹⁾ Nachahmer, Nachstreber, Nachkommen.

fügten, deren selbständige schöpferische Kraft im Großen aber versagte. Die Schönheit wollten sie vor allem schildern, das Häßliche sollte vermieden werden, und wo es doch einmal berührt werden mußte, da durfte es nur in idealisierender Weise geschehen. Dadurch entstand aber ein falsches Weltbild. Auf kurze Zeit blühte eine *Neuroromantik* auf, die gleich der älteren wieder der Phantasie freien Spielraum gewährte. Dem Publikum, das der Tendenzpoesie überdrüssig war (die politischen Streitigkeiten gingen ihrem Ende zu), war diese Art Dichtung, die wieder in die romantische Einsamkeit von Wald und Seegecade, zu den Kindern der Natur führte, gerade recht, und die Dichter dieser Richtung waren jahrelang seine ausgesprochenen Lieblinge. Wirkliche Künstler, die wohl im Mittelpunkt des Kreises standen, denselben aber in ihrem poetischen Schaffen weit überragten, sind *Geibel* und *Heise*.

Unter den übrigen ist einer der bedeutenderen *Martin Greif*, der tiefes Empfinden mit dem rechten Verständnis für das Volkstümliche verband und als Dichter manches Schöne geschaffen hat. Ein echter Kulturpoet war der hochgebildete und kunstliebende *Graf von Schack*¹⁾ (gest. 1894). *Friedrich Bodenstein* pflegte die orientalische Poesie und ahmte in den „*Liedern des Mirza Schaffy*“ Rückert und Platen nach. *Ungg* schrieb außer lyrischen Gedichten ein großes geschichtliches Epos „*Die Völkerwanderung*“. Unter den vielen Namen, die hierher gehören und nicht alle genannt werden können, darf der Humorist *Wilhelm Busch*²⁾, der lange in diesem Kreise

1) Schack schuf in München eine Bildergalerie, die hervorragende Gemälde von „*Böcklin*“, „*Feuerbach*“, „*Schwind*“ und „*Penck*“ enthält und noch heute von jedem Kunstverständigen besucht wird.

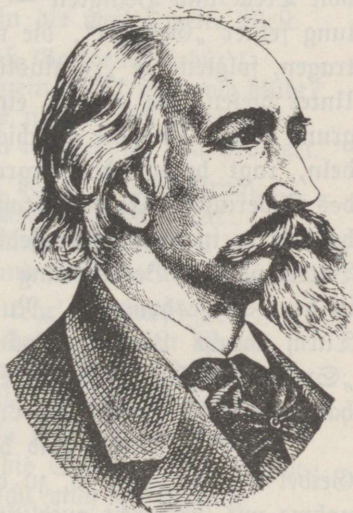
2) Wilhelm Busch, geb. am 19. April 1832 in Hannover, gestorben am 9. Januar 1908 in Mechtshausen bei Seesen, steht unter den Dichtern für sich besonders da und ist hier genannt worden, weil er in einer Sonderstellung eigentlich keinem Kreise direkt angehört, in dem Münchener aber viel verkehrt und gewirkt hat.

gelebt und gewirkt hat, nicht vergessen werden. Wer kennt nicht die köstlichen Zeichnungen und Verslein von „Max und Moritz“, dem „Heiligen Antonius“, der „Frommen Helene“, „Pater Filucius“, „Herrn und Frau Knopp“ oder dem „Maler Klopsel“? Mit bewunderungswürdiger Treffsicherheit weiß Busch die verborgenen oder verleugneten Schwächen der Menschen zu finden, und mit unwiderstehlichem Humor gibt er ihnen typischen Wert und lehrreiche Bedeutung.

Literarisch wie persönlich lassen sich Geibel und Heyse kaum voneinander trennen.

Emanuel Geibel,

geb. d. 17. Okt. 1815, gest. am 6. April 1884, ist derjenige, der als der Ältere Heyse „entdeckt“, gefördert und auch äußerlich sichergestellt hat und zugleich ein Führer von der alten zur neuen Kunst ist. Geibels Geburtsort ist die alte Hansestadt Lübeck, wo sein Vater reformierter Pastor war. In Bonn und Berlin studierte er die alten Sprachen und verfaßte in der Zeit seine lyrischen Jugendgedichte. Zwei Jahre verbrachte er als Hauslehrer in Griechenland. Nach einigem Hin- und Herwandern wurde er* (1853) vom König von Bayern als Literaturprofessor nach München berufen, wo er hochgeehrt wurde und den Adel erhielt. Dort wurde er zum Haupte des besprochenen Dichterkreises. Mit dem Könige trat er in nahen Verkehr und war jenem bald unentbehrlich geworden. Der Dichter setzte seinem Fürsten in



dem Gedichte „Am Ostersamstag“ ein bleibendes Denkmal. Zwischen Geibel und Ludwig II, der nach dem Tode Max II den Thron bestiegen hatte, waren die freundschaftlichen Beziehungen gestört worden, und ersterer verließ München, um sich in seiner Vaterstadt Lübeck niederzulassen, wo er bis zu seinem Tode blieb. Ein Gehalt von 1300 Talern, das ihm der preussische König Wilhelm (nachm. Kaiser Wilhelm I von Deutschland) ausgesetzt hatte, gewährte ihm eine sorgenfreie Lebensstellung, und in jugendlicher Frische setzte er seine dichterische Tätigkeit fort, bis er nach schweren Leiden zur ewigen Ruhe einging.

Von diesem Dichter, der über dem Groll und Hader der Parteien steht, gilt in Wahrheit: er singt „von Venz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit — — —“. Auf die erste Sammlung seiner „Gedichte“, die noch den Charakter der Romantik tragen, folgten die „Juniuslieder“ und die „Neuen Gedichte“. Unter diesen, die vielfach einen großen geschichtlichen Hintergrund tragen und die Geschicke des Menschengeschlechts behandeln, ragt hervor das ergreifende Seelengemälde „Der Tod des Tiberius“. Einen Stoff der nordischen Heldensage behandelt er in dem Heldengedicht „König Sigurds Brautfahrt“. Vaterländische Begeisterung findet einen herrlichen Ausdruck in dem Siegeshymnus: „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm — —“. Die „Spätherbstblätter“ und die „Nachgelassenen Gedichte“ enthalten köstliche Perlen der Poesie.

Geibels Dramen sind heute in Vergessenheit geraten. — Geibel war ein Mensch, zu dem seine Zeitgenossen ohne Ausnahme mit Ehrfurcht aufblickten, rein in seinem Wollen, groß in seinem Denken. Seine ganze Persönlichkeit spricht sich schlicht und wahr aus in dem „Gebet“, das tief empfunden das Bekenntnis einer edlen, gottergebenen Seele ist und wohl auch heute noch manchem mehr als leerer Wortschwall gibt.

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir!
 Du Gnadenhorst in Glück und Plage, sei du mit mir!
 Im Brand des Sommers, der dem Manne die Wange bräunt,
 Wie in der Jugend Rosentage, sei du mit mir!
 Behüte mich am Born der Freude vor Übermut,
 Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir.
 Gib deinen Geist zu meinem Viede, daß rein es sei,
 Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir.
 Dein Segen ist wie Tau den Reben; nichts kann ich selbst,
 Doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir.
 O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
 Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir.

Der Mai ist gekommen.

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
 Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!
 Wie die Wolken dort wandern am himmlischen Zelt,
 So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.
 Herr Vater, Frau Mutter, daß Gott euch behüt'!
 Wer weiß, wo in der Ferne mein Glück mir noch blüht?
 Es gibt so manche Straße, die nimmer ich marschirt,
 Es gibt so manchen Wein, den ich nimmer noch probirt.
 Frisch auf drum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl,
 Wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Thal!
 Die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all';
 Mein Herz ist wie 'ne Perche und stimmt ein mit Schall.
 Und abends im Städtlein, da fehr' ich durstig ein:
 „Herr Wirt, Herr Wirt, eine Kanne blanken Wein!
 Ergreife die Fiedel, du lustiger Spielmann du,
 Von meinem Schatz das Fiedel, das sing ich dazu.“
 Und find' ich keine Herberg', so lieg' ich zur Nacht
 Wohl unter blauem Himmel, die Sterne halten Wacht;
 Im Winde die Vinde, die rauscht mich ein gemach,
 Es küßet in der Frühe das Morgenrot mich wach.
 O Wandern! o Wandern, du freie Burschenlust!
 Da weht Gottes Odem so frisch in die Brust,
 Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt;
 Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!

H o f f n u n g.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blicken der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht!
Mir soll darob nicht hängen:
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Venz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie slicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Ahren
Und läßt die Brunnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzhähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden!
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

Ich sah den Wald sich färben.

Ich sah den Wald sich färben,
Die Luft war grau und stumm;
Mir war betrübt zum Sterben,
Und wußt' es kaum, warum.

Durchs Feld vom Herbstgestäude
 Hertrieb das dürre Laub;
 Da dacht' ich: Deine Freude
 Ward so des Windes Raub.

Dein Venz, der blütenvolle,
 Dein reicher Sommer schwand;
 An die gefrorne Scholle
 Bist du nun festgebannt.

Da plötzlich floß ein klares
 Getön in Lüften hoch:
 Ein Wandervogel war es,
 Der nach dem Süden zog.

Ach, wie der Schlag der Schwingen,
 Das Lied ins Ohr mir kam,
 Fühlt' ich's wie Trost mir bringen
 Zum Herzen wundersam.

Es mahnt' aus heller Kehle
 Mich ja der flücht'ge Gast:
 Vergiß, o Menschenseele,
 Nicht, daß du Flügel hast!

Sprüche.

Das Schwerste klar und allen faßlich sagen,
 Heißt aus gediegnem Golde Münzen schlagen.

*

Proben gibt es zwei, darinnen
 Sich der Mann bewähren muß,
 Bei der Arbeit recht Beginnen,
 Beim Genießen rechter Schluß.

Neben Geibel trat in München, wie schon vorher erwähnt,

Paul Heyse

auf. P. Heyse wurde d. 15. März 1830 in Berlin geboren;
 am 2. April 1914 ist er im Alter von 84 Jahren in seiner
 Villa am Gardasee gestorben. Des Dichters Vater war Sprach-

forscher, seine Mutter die Tochter eines jüdischen Hofjuweliers (Saaling). Nach sorgfältiger Vorbildung studierte er in Berlin und Bonn und unternahm dann eine Studienreise nach Rom und durch Norditalien. Durch Geibels Fürsprache, der ihn schon in Berlin kennen gelernt hatte, wurde der Vierundzwanzigjährige von König Max II von Bayern nach München berufen und erhielt vom Könige ein Jahresgehalt, um ungestört seiner Dichtkunst leben zu können. Sein Haus in München war der Sammelplatz für Dichter und Gelehrte, für junge aufstrebende Talente. Doch in seiner Familie erlebte er unendlich viel Leid: Seine erste Gemahlin starb schon früh, mehrere Kinder mußte er begraben, seine Mutter und sein Schwager nahmen sich das Leben usw. Seine tiefe Trauer darüber spricht er in manchem schönen Gedicht aus. Heyse ist einer der hervorragendsten deutschen Novellisten. Seine Novellen, in denen er seine dichterische Meisterschaft bewährt, besitzen eine wahrhaft künstlerische Vollendung; er hat über 100 Novellen verfaßt und läßt die meisten in Italien spielen. Hervorzuheben sind: „L'Arrabiata“, „Andrea Delfin“, „Die Kaiserin von Spinetta“, „Das Glück von Rothenburg“ u. a.

Auch dem Roman wandte sich Heyse zu, doch gehen die Meinungen über seine Romane noch heute sehr auseinander. 1873 erschien sein Erstlingsroman „Die Kinder der Welt“, worin bei einer Fülle glänzender Gestalten eine atheistische Weltanschauung zutage tritt. Darauf folgte der Künstlerroman „Im Paradiese“, der das Tun und Treiben des Münchner Künstlerkreises treu schildert. In dem Werk „Roman einer Stiftsdame“ stellt der Dichter die traurigen Folgen einer unüberlegt geschlossenen Verbindung dar, und in „Über allen Gipfeln“ zieht er gegen Nietzsche und das Übermenschentum zu Felde. — Auch Dramen hat Heyse geschaffen, dieselben werden aber heute nur noch selten gelesen.

Gustav Freytag (1816—1895).

Gustav Freytag wurde zu Kreuzburg in Schlesien als Sohn des Bürgermeisters geboren. Da die kleine Stadt hart an der Grenze lag, kam es häufig zu Streitigkeiten mit den Polen, die stets zu Übergriffen bereit waren. Hier also sah der Knabe zum Teil mit eigenen Augen, was er später in „Soll und Haben“ schilderte. Er studierte (in Breslau und Berlin) Germanistik und wurde Privatdozent in Breslau. Mit 30 Jahren jedoch gab er diesen Beruf auf, um Schriftsteller zu werden, lebte in Dresden und in Leipzig, wo er Herausgeber der Zeitschrift „Grenzboten“ wurde. Seine Ansicht, die er darin äußerte, daß Deutschland sich unter Preußens Führung zu einem Staate einigen soll, ging später in Erfüllung. In den 50. und 60. Jahren genoss Freytag seinen größten Ruhm. 1870 begleitete er die preußische Armee nach Frankreich. Das Kriegsleben brachte ihn auf die Idee, einen großen nationalen Romanzyklus „Die Ahnen“ zu schreiben. — Die Leitung der „Grenzboten“ gab er auf und nahm seinen Wohnsitz in Wiesbaden. Hochgeehrt starb er dort im Jahre 1895.

Seine dichterische Tätigkeit hat Freytag mit dramatischen Arbeiten begonnen. Unter seinen Dramen sind zu nennen „Die Journalisten“, eines der feinsten deutschen Lustspiele, das noch heute mit Erfolg über die Bühne geht; ferner das Schauspiel „Die Valentine“ und das Trauerspiel „Die Fabier“. — Von seinen Romanen fand gleich der erste, betitelt „Soll und Haben“, großen Beifall. Dieser Roman trägt einen durchaus realistischen Charakter. Darin wird der durch das Haus L. D. Schröter vertretene Kaufmannsstand in seiner strengen bürgerlichen Rechtlichkeit auf Kosten des durch den Freiherrn von Rothsattel und seiner Familie gesunkenen Adels verherrlicht. Das schmutzige „Buchertum“ wird durch die Juden Beitel Jzig und Ehrental charakterisiert. Dennoch trägt ein Adliger den endlichen Triumph davon:

Fritz von Fink, der die Familie Rothsattel vor gänzlichem Untergange rettet und Leonore, die Tochter des Hauses, als Gattin heimführt. Der eigentliche Held des Romans ist der bürgerliche Anton Wohlfahrt, der die Schwester seines Prinzipals heiratet.

Darauf folgten „Die verlorene Handschrift“, worin das Gelehrtentum und die Hofwelt in Gegensatz zueinander treten, und der schon oben erwähnte, großartig angelegte Roman „Die Ahnen“ in 6 Teilen, die im 4., 8., 11., 13., 16., 17. und 19. Jahrhundert zumeist im Lande der Thüringer spielen. — Ein großes Verdienst erwarb sich endlich Freytag durch seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, die eine große kulturgeschichtliche Bedeutung haben.

Friedrich Spielhagen (1829—1911).

Im Märzheft 1860 der „Stimmen der Zeit“ erschien über Freytags „Fabier“ eine sehr abfällige Kritik, die Freytag dem Kritiker nicht verzeihen konnte und die beiden das ganze Leben hindurch auseinander hielt, obwohl sie sich oft begegnet und einander vorgestellt worden sind. Der Kritiker war Spielhagen, der durch seine Veranlagung und Roman-technik stark an Freytag erinnert. Dieser Dichter stellt dadurch, daß er die Gegenwart realistisch für den Roman verarbeitete, andererseits aber an dem alten Stil festhielt, auch eine Verbindung von der alten zur neuen Kunst her.

Friedrich Spielhagen wurde in Magdeburg geboren, wo sein Vater Baubeamter war und später nach Stralsund versetzt wurde. Er studierte Philologie, war eine Zeitlang Gymnasiallehrer, widmete sich aber dann ganz der journalistischen Tätigkeit. Gestorben ist er in Charlottenburg (Berlin).

Spielhagen galt lange für den besten Erzähler. Er verstand auch seine Romane spannend aufzubauen, fesselnde Situationen und Gestalten zu zeichnen und besonders meisterhaft die ihm vertraute Landschaft Rügens und Vorpommerns zu

schildern. Aber er verdarb die reine Wirkung durch einseitig liberale sozial-politische Tendenz. Er ließ seine demokratisch gesinnten, edlen Helden bei jeder Gelegenheit politische Vorträge halten; den Adel zeichnete er meist als schlecht und lasterhaft. Als nun die von Spielhagen behandelten politischen Tagesfragen und Anschauungen ihre Bedeutung verloren, ging auch die Teilnahme an Spielhagens Romanen zurück. Man tadelte seine politische Einseitigkeit, seine phantastische Romanhaftigkeit und erkannte ihn als Nachzügler der Jungdeutschen. Mit seinem Roman „Sturmflut“ hat sich der Dichter dennoch ein bleibendes Denkmal gesetzt. Er versteht in demselben ein großes Naturereignis wunderbar mit dem menschlichen Leben zu verbinden. Das großstädtische Treiben im Gegensatz zu den einsamen Dünen der pommerschen Küste, der Wogen- gang der hohen Politik dort, das Wellenrauschen hier, der finanzielle Zusammenbruch in der Gründerzeit der 70. Jahre und die gewaltige Sturmflut, die tatsächlich am 13. Nov. 1872 stattfand, das alles ist zu einem großartigen Gemälde verarbeitet, das diesen Roman den besten in der deutschen Literatur anreicht, zumal da auch die Menschen tief und echt aus dem Leben gegriffen sind. Seine anderen Romane, wie „Problematische Naturen“, „Hammer und Amboss“, „Im Reich und Glied“ u. a. sind wohl heute schon halb in Vergessenheit geraten.

Der historische Roman.

Georg Ebers, geb. d. 1. März 1837 in Berlin, gest. 1898, war der Sohn eines Bankiers und Erbe eines Vermögens, das ihm eine gesicherte Lebensstellung bot. Er führt uns in seinen historischen Romanen mit Vorliebe nach Ägypten, wohin er verschiedene Reisen unternommen, deren eine er in dem Reisewerk „Durch Gosen zum Sinai“ anziehend beschreibt. Unter seinen 10 ägyptischen Romanen ragen hervor: „Eine ägyptische Königstochter“, „Narda“, „Der Kaiser“ und „Homo sum“ (Ein sündiger Mensch bin ich); der letztgenannte ist wohl

das beste unter des Dichters Werken. In anderen Romanen führt Ebers uns nach Deutschland und die Niederlande. Unter diesen wären zu nennen: „Die Gred“, „Ein Wort“, „Die Frau Bürgermeisterin“ u. a. In der „Geschichte meines Lebens“ erzählt Ebers in schlichter, bescheidener Weise seinen Lebensgang und schildert zugleich das politische Tun und Treiben, sowie die Ideen seiner Zeit. — Ebers hat den Ruhm, den Deutschen des 19. Jahrhunderts das Wunderland des Nil zuerst gewiesen und erschlossen zu haben. Das kommt dann zurückflutend der Wissenschaft zugute. Namentlich sind es die Landschaftsbilder, die mit poetischem Reiz gemalt sind. Wie hübsch und anziehend ist gleich der Anfang der „Ägyptischen Königstochter“, wo der Dichter uns im Jahre 528 vor Christi in einer Mondnacht an den Nil führt, in dessen Wasser sich Palmen, Sykomoren, Weiden und Silberpappeln spiegeln, während in der Ferne am Horizont der lybische Höhenzug sichtbar ist. Blaue und weiße Lotosblumen schwimmen auf dem Flusse, die Nacht ist vom Duft der Jasminblüten erfüllt, in den Kronen der Bäume schlummern wilde Tauben, am Ufer stehen Pelikane und Kraniche, das Spiegelbild des Mondes selbst schwimmt wie ein silberner Schild auf der Wasseroberfläche — da durchschneidet eine Barke die Flut.

Felix Dahn (1834—1912).

Dahns Balladen behandeln ebenso wie seine Dramen („König Roderich“, „Rüdiger v. Bechlar“) und Romane mit Vorliebe das germanische Altertum. Berühmt gemacht hat ihn jedoch sein vierbändiger (spät. Ausg. in 3 B.) Roman „Ein Kampf um Rom“, der den heldenhaften Untergang der Ostgoten in Italien schildert. Unter seinen andern Arbeiten wären zu nennen „Odhins Trost“, „Die Kreuzfahrer“, „Bis zum Tode treu“, „Julian der Abtrünnige“ und in 13 Bänden die „Kleinen Romane aus der Völkerwanderung“. Sein Wunsch, besonders in der Jugend die Begeisterung für

das germanische Wesen zu wecken und wach zu halten, ist ihm in den meisten Fällen gelungen.

Die Romane von Ebers und Dahn sind auch unter dem Namen „Professorenromane“ bekannt, denn wie kulturgeschichtlich bedeutend und häufig auch menschlich spannend diese Dichtungen sein mögen, so legen sie doch mehr dem Professor, d. h. dem Gelehrten, Ehre ein als dem Dichter.

§ 9. Das Musikdrama.

Richard Wagner (1813—1883).

Richard Wagner wurde am 22. Mai 1813 in Leipzig geboren, wo sein Vater Gerichtsaktuar war und große Vorliebe für das Theater zeigte. Seine Mutter, die einige Monate nach des Sohnes Geburt verwitwete, ging eine zweite Ehe mit einem Schauspieler ein. So wuchs der Knabe in enger Verührung mit dem Theaterleben auf. Sein älterer Bruder Albert und seine Schwester Luise waren ebenfalls zur Bühne gegangen.

Wagner studierte in Leipzig Musik und Philosophie. Später wurde er Musikdirektor in Magdeburg und Königsberg. Dasselbst heiratete er die Schauspielerin Minna Planer. Diese Ehe erwies sich jedoch als ein großer Lebensirrtum und ging im Jahre 1859 auseinander. Einen längeren Aufenthalt hatte Wagner in der Schweiz (Zürich) genommen, dann sehen wir ihn in Paris, Wien, Prag, Budapest, Riga, Petersburg und wieder in Wien, wohin er immer wieder zurückkehrte. Nirgend aber zeigte sich ein Ausweg aus der schweren materiellen Lage, in der er sich befand, bis schließlich der junge König Ludwig II von Bayern, der eine große Zuneigung für Wagners Kunst empfand, ihn als Freund an seine Seite berief und ihm die nötigen Existenzmittel zukommen ließ. Freilich

mußte er vor den Intrigen seiner Gegner München im Einverständnis mit dem Könige wieder verlassen; er ging wieder nach der Schweiz, wo er bei Luzern am Vierwaldstätter See ein einsames Landhaus, „Hof Triebtschen“, im Laufe von 6 Jahren bewohnte. Hier wurde nun, nach dem Tode seiner ersten Gattin, Liszts Tochter Cosima seine zweite Gemahlin. Mit ihr fand er nun das so lange entbehrte Lebensglück. Die Jahre 1870/71 brachten Wagners Plan, ein neues nationales Festspielhaus zu gründen, zur Reife. Am 22. Mai 1872 wurde in Bayreuth der Grundstein gelegt. Die ersten Festspiele fanden 1876 statt. Von 1879 ab verlebte Wagner den Winter in Italien. Mitten in seiner Arbeit ist der Meister am 13. Februar 1883 in Venedig gestorben. Er wurde in Bayreuth im Garten seiner Villa „Wahnfried“ bestattet.

Richard Wagner war weder ein großer Denker noch ein großer Dichter, sondern ein großer Musiker. Er brach mit der alten „großen Oper“ und setzte sein neues „Musikdrama“ an deren Stelle. Dieses sollte das Drama, das höchste Ziel der Kunst, zu höchstem Zusammenwirken mit der Musik vereinigen. Darum muß man seine Wort-Tondramen nicht lesen, sondern hören. Die Welt seiner Töne ist es, in der wir leben, nicht die Welt seiner Worte. Was der Dichter verschweigt, wofür er mehr keine Worte findet, das vermag der Musiker immer noch zum Tönen zu bringen. Hier scheiden sich die Wege einer Literatur: von denen einer Musikgeschichte, so sehr gerade Wagners Musik die Stoffe deutscher Sage und Dichtung mit neuem Leben erfüllt hat.

Wagner ist nächst Weber derjenige, der dem deutschen Volke eine „deutsche Oper“ geschenkt, d. h. deutsche Dichtung in charakteristische Musik umgesetzt hat. Sein Hauptwerk ist „Der Ring der Nibelungen“, dem Wagner die Eddaüberlieferung der Siegfriedsage zugrunde legt. Wagners dichterisch wertvollstes Werk sind „Die Meistersinger von Nürnberg“, ein lebensvolles Kulturgemälde und

reizendes Lustspiel. Der Held des Stückes ist Hans Sachs. — Weitere Werke von ihm sind: „Iohengrin“, „Tannhäuser“, „Tristan und Isolde“, „Parzival“ u. a.

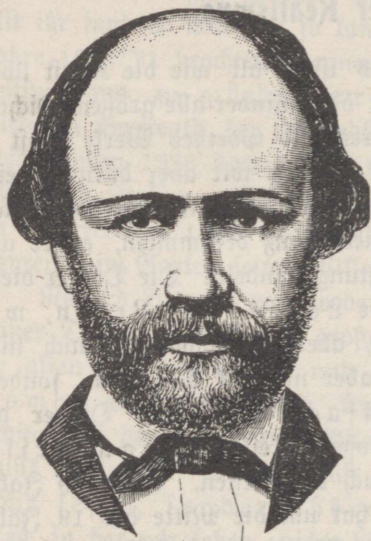
§ 10. Der Realismus.

Der poetische Realismus ist so alt wie die Kunst überhaupt: Realisten waren mehr oder minder alle großen Dichter. Wie sollten z. B. Shakespeares und Goethes Werke sonst zu fassen und zu begreifen sein? Wenn wir aber darunter eine literarische Strömung des letzten Jahrhunderts verstehen wollen, so kann es sich nur um einen ganz bestimmten, enger umgrenzten Gedanken dieser Richtung handeln. Die Dichter dieser Richtung wollten das wahre Leben, das Leben, wie es wirklich ist, zeichnen, aber die Schönheit auch nicht außer acht lassen; es sollte aber niemals die Form, sondern der Inhalt die Hauptsache sein. Die Dichter des Realismus waren zum großen Teil Romanschriftsteller, manche darunter auch Novellisten. Etwa 50 Jahre herrschte der Realismus und hat um die Mitte des 19. Jahrhunderts seine Blüte erreicht. Kämpfer und Führer im Realismus war der große Dramatiker Hebbel.

Friedrich Hebbel (1813—1863).

Eine der überragendsten Dichtergestalten des 19. Jahrhunderts ist entschieden Friedrich Hebbel. Er wurde am 18. März 1813 im kleinen Städtchen Wesselsburen im Dithmarschen (an der Westküste von Schleswig-Holstein) als Sohn eines armen Maurers, den des Lebens Not ernst und streng gemacht, geboren. Die Mutter war von Herzen gut, obwohl jähzornig, zwei Eigenschaften, die sie auf den Sohn vererbt hat. Oft begnügte sie sich bei den Mahlzeiten mit dem Zusehen, damit die Kinder — Hebbel hatte noch einen

Bruder — nicht Hunger litten. In schlimmerer Armut von frühester Jugend an, in gedrückter Stimmung hat sich wohl niemals ein Dichter entwickelt. Aber in der Marsch wurzelt unter grauem Wolkenhimmel, gewöhnt an Nebel und Regen,



an das stete Dräuen der dumpftosenden Flut ein kerniges, selbstbewußtes, widerstandsfähiges Geschlecht. Im Kampf mit Wellen und Menschen hat sich dieser Volksstamm zu höchster Charakterstärke entwickelt. Ernst, schweigsam und trüzig werden hier die Männer. Aus dem Rauschen der Wogen, aus dem Brausen des Windes tönt es ihnen immerfort ins Ohr: „Kämpfe und behaupte dich!“ Und auch Hebbel hat gekämpft und hat sich behauptet trotz der Lebensstürme, die ihn oft zu brechen

drohten. Schon in der Schule hat er, wenn auch manche frohe, so doch oft auch manche herbe Stunde durchlebt. Mit 14 Jahren trat er beim Kirchspielvogt Mohr, dem angesehensten Mann des Ortes, als Schreiber ein; dieser ließ ihn aber am Gesindetisch essen und mit dem Kutscher unter der Treppe schlafen. Wie sehr auch der Knabe unter der schlechten Behandlung, die er Mohr zeitlebens nicht verziehen hat, litt, so haben diese 8 Jahre im Dienste des Vogtes doch dazu beigetragen, seinen Geist in bestimmter Richtung zu entwickeln, indem er durch die Bibliothek des Vogtes einen Einblick in die Literatur gewann und besonders Schillers Dichtungen kennen lernte. Endlich wurde die Hamburger Romanschrift-

stellerin Amalie Schoppe auf Hebbel aufmerksam, der Gedichte für ihre „Neuen Pariser Modeblätter“ lieferte, und ließ ihn (1835) nach Hamburg kommen, wo er sich fürs Studium vorbereiten sollte. Damals nahm sich seine Zimmerwirtin, ein unbemitteltes, aber gemüthvolles Mädchen, Elise Benzing (die, obgleich 10 Jahre älter als er, eine tiefe Zuneigung für ihn gefaßt hatte), seiner an und sorgte in aufopfernder Weise für ihn. Unter unsäglichen Entbehrungen studierte er darauf in Heidelberg und München und sorgte vor allem für die Ausbildung seines Künstlertums, an dem Genie in sich zweifelte er nicht mehr. Nach drei Jahren begab sich Hebbel wieder nach Hamburg. In bitterer Kälte, sein Hündchen an der Seite, trat er die Fußreise nach Hamburg an. Er schlug sich mit zerrissenen Stiefeln und leerem Magen durch, nur bemüht, sein krankes Hündchen zu retten (die ausführliche Schilderung dieser Reise in seinen Tagebüchern ist ergreifend). Dort entstand seine Tragödie „Judith“, deren Plan ihn schon längere Zeit beschäftigte und mit der er ein wahres Kunstwerk schuf. Bald folgte eine zweite Tragödie „Genoveva“ u. a. Vom dänischen Könige (Christian VIII) erhielt er im Jahre 1843 eine Reiseunterstützung auf 2 Jahre. Er fuhr nach Paris und Rom, kam auf der Heimreise krank und abgerissen in Wien an, ließ sich aber dann dort dauernd nieder und gewann mit der Zeit Anerkennung und Ehrung seitens der Wiener. Nur Gutzkow, der Leiter des Burgtheaters, war ihm feind und verhinderte möglichst die Aufführung seiner Stücke, wenn auch nicht ganz ohne seine, des Dichters, Schuld: Hebbel rechnet in seinen Dramen nicht mit den Darstellungsmöglichkeiten und Mitteln der Bühne.

Anstatt eine innere Bewegung, ein Gefühl durch die Mimetik des Schauspielers ausdrücken zu lassen, läßt er seine Personen lieber „beiseite“ oder „für sich“ sprechen, wenn sie den Hörern ihre Empfindungen mitteilen wollen; da kommt es dann oft zu solchen Szenen, daß eine Person mehrere Sätze „für sich“ spricht, eine andere ihr aber zuruft: „Du antwortest mir nicht!“ Die Gestalten vergessen sich auch häufig in Selbstgesprächen, und ihren Reden fehlt daher oft die Wechselwirkung.

In jener Zeit brach Hebbel mit Elise Venfing, denn er hatte in einer jungen Schauspielerin, *Chriftine Enghaus*, eine verwandte Seele gefunden, und diese wurde bald darauf seine Gattin. Durch diese Heirat war Hebbel endlich äußerlich und innerlich den schweren Verhältniffen enthoben und konnte fich mit Muße feiner fchriftftellerifchen Tätigkeit widmen. Die Dramen, die jetzt entstanden, überragen die vorhergehenden noch an Künftlerschaft.

Hebbel ift aber nicht nur einer der größten Dramatiker, er ift auch Dyriker. Unter feinen Gedichten wären hervorzuheben: „Das alte Haus“, „Schau in die tiefste Ferne“, „Nachtlied“, „Die Weihe der Nacht“, „Winterlandschaft“, „Der Heideknaabe“ (Ballade), „Ein Dithmarscher Bauer“ (Ball.), „Das Kind am Brunnen“ (Ball.), „Schön Hedwig“ (Ball.) u. a. Hebbels Gedichte zeichnen fich vor allem durch *Wahrhaftigkeit* aus. Eine vortreffliche Idylle betitelt fich „Mutter und Kind“. Aus feinen Erzählungen fei „*Anna*“ hervorgehoben.

Nicht lange war es Hebbel vergönnt, fich feines Ruhmes zu freuen; die Entbehrungen und Leiden der früheren Jahre hatten ihm den Todeskeim in die Bruft gepflanzt; er ftarb im beften Mannesalter, nur 50 Jahre alt (13. Dezember 1863).

Den Stoff zu feinen Dramen entlehnte Hebbel oft der Bibel, die er in feiner Jugend häufig und viel gelesen, fowie der deutschen Volks- und Heldenfage. Biblifche Gegenstände behandelt er in völlig freier Gefaltung in feinen Tragödien „*Judith*“, mit der er feine dramatifche Laufbahn begann, fowie in „*Herodes und Mariamne*“. In dem Drama „*Judith*“ stimmt äußerlich die Handlung ganz mit der biblifchen Erzählung überein: Judith begibt fich mutig ins Lager des Holofernes (Feldherr Nebukadnezars), der ihre Vaterftadt Bethulien belagert, und ermordet ihn im Schlafe. Aber für Hebbel ift Holofernes nicht nur der große Feldherr Nebukadnezars, fondern „der erſte und letzte Mann der Erde — der Übermensch“, und Judith nicht nur die

hebräische Volksheldin, sondern die Verkörperung alles Weiblichen, und ihre Tat ist der Kampf „des Weibes“ mit „dem Manne“. Holofernes unterliegt, doch auch Judith ist vernichtet. Denn sie war zwar ausgezogen als das Werkzeug Jehovas, um den Feind zu töten; als sie aber Holofernes sieht, muß sie ihn lieben, und nur, weil er ihre Liebe verächtlich zurückweist, tötet sie ihn — also aus persönlicher Rache. Damit nimmt sie aber auch die Last des Mordes auf ihre Schultern, Jehova hilft sie ihr nicht tragen, und nicht triumphierend, wie die biblische Judith, sondern zusammenbrechend, selber den Tod suchend, kommt die Retterin Israels heim.

Der Grundgedanke, der sich durch die meisten Dramen Hebbels zieht, ist: der Widerstreit zwischen dem einzelnen und der Welt; da es ihm nun scheint, als wenn dieser am stärksten sei an der Wende zweier Zeitalter, so läßt er seine späteren Dramen an solchen Zeitpunkten handeln.

So treffen in „Herodes und Mariamne“ zwei Zeitalter aufeinander: einerseits das alte des Herodes, von Gewalt und Mißtrauen beherrscht; andererseits das neue (verkörpert in seiner Gattin Mariamne), das an Stelle von Gewalt — Neigung, an Stelle von Mißtrauen — Vertrauen fordert und „Menschenwürde“ dem „Herrentum“ entgegensetzt. Als daher Herodes in Lebensgefahr gerät und eifersüchtig von seiner Gattin Mariamne den Schwur verlangt, daß sie ihm, wenn er sterbe, in den Tod folgen wolle, da weigert sie sich den Schwur zu leisten; sie weigert sich nicht aus Mangel an Liebe zu Herodes, sondern weil sie längst entschlossen war das, was dieser mißtrauisch forderte, freiwillig zu tun. Nun hinterläßt der König den geheimen Auftrag, Mariamne im Falle seines Todes ebenfalls zu töten. Sie erfährt dieses und ist außer sich vor Schmerz. Herodes, für diesesmal der Lebensgefahr entronnen, wiederholt bei neuer Gelegenheit denselben Befehl. Mariamne erfährt

dieses wieder und nun ist ihre Liebe zu ihrem Gatten erstorben. Sie stellt sich ihrem eifersüchtigen Gatten als eine Treulose dar und läßt sich schweigend hinrichten. Erst nach ihrem Tode erfährt Herodes ihre Unschuld. Die drei Weisen aus dem Morgenlande, die nach dem Christusknaben forschen, künden ihm das Ende seiner Zeit an. Daß er aus dieser Zeit stammt, die einer neuen, besseren, menschlicheren Platz machen muß, das ist seine einzige Schuld; er handelt so, wie er muß.

„Maria Magdalena“ ist die bedeutendste bürgerliche Tragödie der Zeit und läßt sich — nach manchem Urteil — Schillers „Kabale und Liebe“ an die Seite stellen. Der Konflikt ist hier aber ein andersartiger: die erschreckend kleinlichen Begriffe des Bürgerstandes über Sittlichkeit und das Nichtvergebenkönnen eines Fehltritts wird den Leuten zum Verderben. Der Held ist der alte Tischlermeister Anton, der trotz seiner Redlichkeit an seinen Kindern die bittersten Erfahrungen macht; in seinem Ehrbegriff zeigt sich ein Abgrund von Engherzigkeit, der alle verschlingt. Die kränkliche Mutter stirbt an gebrochenem Herzen, da ihr unschuldiger Sohn als Verbrecher gefangen fortgeführt wird; das schmachvolle Ereignis geht auf frühere Beleidigung des Gerichtsdieners durch den Meister zurück. Die Tochter Alara wird von ihrem zweiten Bräutigam verlassen, weil ihre kleine Mitgift verloren gegangen ist; der erste hat sie zurückgewiesen, weil sie während seiner langen Abwesenheit einen Fehltritt begangen hat. Und des Vaters voreilig schmähende Worte treiben auch sie in den Tod. Meister Anton sieht den Zusammenbruch seiner kleinen Welt, ohne verstehen zu können, warum dieses geschehen mußte.

Dieses Drama ist eine realistische Tragödie in vollster Konsequenz. Hier ist ein Stück Leben vor uns ausgebreitet voll alltäglicher Wirklichkeit. Aus dem Lebenskreise dieser Gestalten heraus erwächst ihre Tragik, sie tritt nicht wie in „Kabale und Liebe“ durch einen Standesgegensatz von außen

heran. Die Schicksale, die diese Leute erleiden, sind nur unter ihnen allein möglich. Sie erliegen nicht dem „großen gigantischen Schicksal“, das Schiller in der Tragödie verlangt, dem Schicksal, „welches den Menschen erhebt, wenn es ihn zermalmt“. Daher ist auch die Wirkung quälend statt erhebend. Diese Wirkung wird auch dadurch hervorgerufen, daß die Menschen in „Maria Magdalena“ allesamt ohne eine eigentliche Schuld zugrunde gehen. Hebbels Forderung ist aber: der einzelne muß in den Kampf gegen die Welt treten, damit die Menschheit weiterschreiten kann. Der einzelne geht in diesem Kampfe unter, nicht weil er eine Schuld auf sich lädt, sondern weil die Welt stärker ist. So gehen auch die Gestalten der „Maria Magdalena“ nicht an der eigentlichen Schuld zugrunde; sie können eben nur so handeln, wie es ihre Welt sie gelehrt hat. Auch Meister Anton bricht am Ende zusammen, aber er braucht keine Reue zu fühlen.

Noch deutlicher tritt dieses schuldlose Untergehen zutage in der „Agnes Bernauer“. Dieses Drama behandelt im Anschluß an die geschichtlichen Tatsachen das Schicksal der Augsburger Badertochter, mit der sich der junge Herzog Albrecht, der Thronfolger Bayerns, heimlich vermählt, die aber von dessen Vater (Herzog Ernst), der den Sohn dem Thron erhalten will, heimlich getötet wird (sie wurde bei Straubing in der Donau ertränkt). — Agnes ist völlig schuldlos; sie drängt sich nicht wie die Jüdin von Toledo in die anderen Gesellschaftskreise hinein, sie bleibt sich immer ihrer Ausnahmestellung bewußt. Und doch muß sie sterben: Der Staat, die Welt verlangt ihren Tod; die Entwicklung des Staates wäre durch ihr weiteres Leben unterbunden. Aber auch der Herzog Ernst ist unschuldig; er ist kein Mörder, kein engherziger Herrscher, kein liebloser Vater. Vielmehr erregt er fast Mitleid in den schweren inneren Kämpfen, die zu seinem schrecklichen Entschluß führen. Aber als er sich nach der Tat von der Welt zurückzieht, da ist sein Leiden nicht vergeblich gewesen;

denn sein Sohn erkennt die Größe seines Opfers und besteigt als gereifter Herrscher den Thron. So ist der Ausgang im Grunde veröhnend.

Den höchsten Gipfel seines Schaffens erreichte Hebbel in seinem Drama „Oyges und sein Ring“. Während in „Herodes und Mariamne“ die neue Zeit bedingungslos siegt, erliegt in „Oyges und sein Ring“ der Neuerer Randaules im Kampfe mit dem Althergebrachten. Die Königin Rhodope, ein Kind Indiens, führt nach indischer Sitte ein weltabgeschlossenes, träumendes und wunschloses Blumenleben und achtet ihre Sitte als göttliche Ordnung. Nur Vater und Gatte dürfen sie unverschleiert erblicken, jeder andere Mann würde sie durch seinen Blick entheiligen und müßte seine Sünde mit dem Tode büßen. Neben Rhodope steht ihr Gatte, König Randaules von Sydien, der letzte Heraklide. Er ist nicht mehr von der heldischen Art seiner Ahnen, er ist ein prächtiger, freisinniger Mensch, der sich leicht über alte Anschauungen und Bräuche hinwegsetzt. So will er den Herakliden schmuß, den nach altheiliger Sitte der König tragen muß, nicht mehr anlegen, so verletzt er auch Rhodopes Sitte. Er ist stolz auf sein schönes Weib, betrachtet es aber mehr als Besitztum und braucht einen Zeugen, der ihm die Kostbarkeit dieses Eigentums bestätigt. Daher läßt er seinen Gastfreund Oyges heimlich die Schönheit der unverhüllten Rhodope schauen. Diese entdeckt, was geschehen. Sie ist schwer beleidigt; ihr einziger Gedanke ist die Sühne des Frevels und die Reinigung von der Befleckung. Sie zwingt Oyges, Randaules im Zweikampf zu töten, und vermählt sich dann dem Griechen. So haben nur diejenigen sie erblickt, denen es ziemte. Da sie aber mit dem Mörder ihres ersten Gatten keine eheliche Gemeinschaft haben kann, tötet sie sich nach der entschöhnenden Schauvermählung am Altar.

Randaules erliegt, denn er hat es zwar kühn gewagt, an „den Schlaf der Welt“ zu rühren, aber er ist nicht groß

genug, diese wahrhaft zu fördern; so rächt es sich an ihm, daß er weder das, was seinem Volke, noch was seinem Weibe heilig war, geachtet hat. Die Zukunft heraufzuführen, ist dem Griechen Hyges bestimmt, dem Manne der „neuen Regel“. Wie in „Herodes und Mariamne“, so sehen wir auch hier am Schlusse die Morgendämmerung einer neuen Zeit. Dieses Drama ist eine wahrhafte Tragödie; denn nicht nur das Geschick des Randaules ist tragisch, auch das der Rhodope, die ihre Lebensanschauung in den Tod treibt, und das des Hyges, der an seiner Liebe wie an seinem Königtum gleich schwer zu tragen hat.

Nirgends ist es Hebbel besser gelungen als in diesem Drama, seine Ideen vom Weltgeschehen so rein menschlich zu gestalten. Nirgends auch erhebt sich seine Sprache zu kunstvollerer Höhe.

Aus dem Volksepos „Nibelungen“ schuf Hebbel eine gewaltige Tragödie. Die Trilogie besteht aus einem Vorspiel „Der gehörnte Siegfried“ und zwei fünftaktigen Tragödien „Siegfrieds Tod“ und „Riembilds Rache“. Der Grundgedanke soll sein das Versinken des Heldentums vor der neuen Welt des Christentums.

Dieses Drama hatte freilich beim Publikum noch mehr Erfolg als „Hyges und sein Ring“. Hebbel selbst aber meinte: „Die größere Hälfte des Ruhmes fällt dem ersten Nibelungendichter zu.“ Er meinte damit, daß der vorhandene großartige Stoff eine mächtige Wirkung hervorrufen müsse. Hebbels Verdienst ist jedoch unbestreitbar größer, als er es sich zuschrieb, und die Umwandlung des alten Epos in ein so bedeutendes Drama ist immerhin eine dichterisch gewaltige Tat. Wenn die Nibelungen nicht Hebbels bedeutendstes Werk wurden, so liegt es daran, daß er nicht seine eigenen Gedanken hineingebracht, sondern sich streng an das Epos hielt. Darum fehlt dem Nibelungendrama eben vielfach „Hebbels Art“, die in den andern Werken so bewunderungswürdig ist. In

allen seinen Dramen zeigt Hebbel mit schöpferischer Kraft das Leben, wie es wirklich ist, und teilt uns zugleich einen ganzen Schatz von großen, herrlichen Gedanken mit. Sein dichterisches Schaffen steigerte sich mit den Jahren zu immer größerer Vollendung inbezug auf Form und realistische psychologische Schilderung. Friedrich Hebbel ist ein Genie und ein Künstler, der die Ausübung seiner Kunst als seine heilige Pflicht betrachtete.

Die Nibelungen. Siegfrieds Tod.

Fünfter Aufzug.

Odenwald.

Erster Auftritt.

(Hagen, Gunther, Volker, Dankwart und Knechte treten auf.)

Hagen. Dies ist der Ort. Den Brunnen hört ihr rauschen,
Die Büsche decken ihn. Und steh' ich hier,
So spieß ich jeden, der sich bückt und trinkt,
An das Gemäuer.

Gunther. Noch befahl ich's nicht.

Hagen. Du wirst es tun, wenn du dich recht bedenkst,
Es gibt kein andres Mittel, und es kommt
Kein zweiter Tag, wie dieser. Darum sprich,
Und wenn du lieber willst, so schweig!

(Zu den Knechten.)

Holla!

Hier ist die Raft!

(Die Knechte ordnen ein Mahl.)

Gunther. Du warst ihm immer gram.

Hagen. Nicht leugnen will ich's, daß ich meinen Arm
Mit Freude leihe und mit einem jeden
Erst kämpfen würde, der sich zwischen mich
Und ihn zu drängen suchte, doch ich halte
Die Tat darum nicht minder für gerecht.

Gunther. Und dennoch rieten meine Brüder ab
Und wandten uns den Rücken.

Hagen. Hatten sie
Zugleich den Mut, zu warnen und zu hindern?
Sie fühlen's wohl, daß wir im Rechte sind,
Und schauern nur, wie's ihrer Jugend ziemt,
Vor Blut, das nicht im off'nen Kampfe fließt.

Gunther. Das ist's!

Hagen. Er hat den Tod ja abgekauft
Und so den Mord geadelt.

(Zu den Knechten.)

Stoßt ins Horn,
Daß man sich sammelt, denn wir müssen ja
Erst essen.

(Es wird geblasen.)

Nimm die Dinge, wie sie steh'n,
Und laß mich machen. Fühlst du selbst dich nicht
Gefränkt und willst vergeben, was gescheh'n,
So tu's, nur wehre deinem Diener nicht,
Dein Heldenweib zu rächen und zu retten!
Sie wird den Eid nicht brechen, den sie schwur,
Wenn ihre stille Zuversicht auf uns
Sie täuscht, daß wir ihn lösen werden,
Und alle Lust des Lebens, die sich wieder
In ihren jungen Adern regen mag,
Sobald die Todesstunde sie umschattet,
Wird sich nur noch in einem Fluch entladen,
In einem letzten Fluche über dich!

Gunther. Es ist noch Zeit!

Zweiter Auftritt.

(Siegfried tritt auf mit Rumolt und mit Knechten.)

Siegfried. Da bin ich! Nun, ihr Jäger,
Wo sind die Taten? Meine würden mir
Auf einem Wagen folgen, doch er ist
Zerbrochen!

Hagen. Nur den Löwen jag' ich heut',
Allein ich traf ihn nicht.

Siegfried. Das glaub' ich wohl,

Ich hab ihn selbst erlegt! — Da wird gedeckt:
 Ein Tusch für den, der das geordnet hat,
 Jetzt spürt man, daß man's braucht. Verfluchte Raben,
 Auch hier? Laßt blasen, daß die Hörner springen!
 Mit jeglichem Getiere warf ich schon
 Nach diesem Schwarm, zuletzt mit einem Fuchs,
 Allein sie weichen nicht und dennoch ist
 Mir nichts im frischen Grün so widerwärtig,
 Als solch' ein Schwarz, das an den Teufel mahnt,
 Daß sich die Tauben nie so um mich sammeln!
 Hier bleiben wir wohl auch die Nacht?

Gunther. Wir dachten —

Siegfried. Ei wohl, der Platz ist gut gewählt. Dort klappt
 Ein hohler Baum! Den nehm' ich gleich für mich!
 Denn so bin ich's von Jugend auf gewohnt
 Und Bess'res kenn' ich nicht, als eine Nacht,
 Den Kopf ins mürbe Glimmholz eingewühlt,
 So zwischen Schlaf und Wachen zu verdämmern,
 Und an den Vögeln, wie sie ganz allmählich,
 Der eine nach dem andern, munter werden,
 Die Stunden abzuzählen. Tick, Tick, Tick!
 Nun ist es zwei. Tuck, Tuck! Man muß sich recken.
 Kiwitt, Kiwitt! Die Sonne blinzelt schon,
 Gleich öffnet sie die Augen. Kikiki!
 Springt auf, wenn ihr nicht niesen wollt.

Völker. Ja wohl!

Es ist, als ob die Zeit sie selber weckte,
 Indem sie sich im Dunkeln weiter fühlt,
 Um ihr den Takt zu ihrem Gang zu schlagen,
 Denn in gemess'nen Pausen, wie der Sand
 Dem Glas entrinnt, und wie der lange Schatten
 Des Sonnenweisers fortkriecht, folgen sich
 Der Auerhahn, die Amsel und die Drossel
 Und keiner stört den andern, wie bei Tage,
 Und lockt ihn einzufallen, eh' er darf.
 Ich hab' es oft bemerkt.

Siegfried. Nicht wahr? — Du bist
 Nicht fröhlich, Schwäher.

Gunther. Doch, ich bin's!

Siegfried. O nein!

Ich sah schon Leute auf die Hochzeit geh'n
Und hinter Särgen schreiten, und ich kann
Die Mienen unterscheiden. Macht's, wie ich,
Und tut, als hätten wir uns nie gekannt,
Und uns zum erstenmal, der eine so,
Der andre so verseh'n, im Wald getroffen.
Da schüttet man zusammen, was man hat,
Und teilt mit Freuden mit, um zu empfangen.
Wohlan, ich bringe Fleisch von allen Sorten,
So gebt mir denn für einen Auerstier,
Fünf Eber, dreißig oder vierzig Hirsche
Und so viel Hühner als ihr sammeln mögt,
Des Löwen und der Bären nicht zu denken,
Nur einen einz'gen Becher kühlen Wein's.

Dankwart. O weh!

Siegfried. Was gibt's?

Hagen. Das Trinken ist vergessen.

Siegfried. Ich glaub's. Das kann dem Jäger wohl be-
gegnen,

Der statt der Zunge eine Feuerkohle
Im Munde trägt, wenn's Feierabend ist.
Ich soll nur selber suchen, wie ein Hund,
Obwohl mir seine Nase leider mangelt,
Es sei darum, ich störe keinen Spaß. (Er sucht.)
Hier nicht! Auch dort nicht! Nun, wo steckt das Faß?
Ich bitt' dich, Spielmann, rette mich, sonst werd' ich
Euch aus dem lautesten der stillste Mann.

Hagen. Das könnte kommen, denn — es fehlt am Wein.

Siegfried. Zum Teufel Eure Jagden, wenn ich nicht
Als Jäger auch gehalten werden soll!
Wer hatte denn für das Getränk zu sorgen?

Hagen. Ich! — Doch ich mußte nicht, wohin es ging,
Und schickt es in den Speßart, wo's vermutlich
An Rehlen mangelt.

Siegfried. Danke dir, wer mag!
 Gibt's hier denn auch kein Wasser? Soll man sich
 Am Tau des Abends legen und die Tropfen
 Der Blätter lecken?

Hagen. Halt nur erst den Mund,
 So wird das Ohr dich trösten.

Siegfried (hört). Ja, es rauscht!
 Willkommen, Strahl! Ich liebe dich zwar mehr,
 Wenn du anstatt so kurz vom Stein heraus
 Zu quellen und mir in den Mund zu springen,
 Den krausen Umweg durch die Rebe nimmst,
 Denn du bringst vieles mit von deiner Reise,
 Was uns den Kopf mit munt'rer Torheit füllt,
 Doch sei auch so gepriesen.

(Er geht auf den Brunnen zu.)

Aber nein,
 Erst will ich büßen, und Ihr sollt's bezeugen,
 Daß ich's getan. Ich bin der durstigste
 Von allen, und ich will als Letzter trinken,
 Weil ich ein wenig hart mit Kriemhild war.

Hagen. So fang' ich an.

(Er geht zum Brunnen.)

Siegfried (zu Gunther). Erheitre dein Gesicht,
 Ich hab ein Mittel, Brunhild zu versöhnen,
 Du hast es nicht mehr weit zum ersten Kuß,
 Und ich will mich enthalten, wie du selbst.

Hagen (kommt wieder und entwaffnet sich).

Man muß sich bücken und das geht nicht so.

(Wieder ab.)

Siegfried. Kriemhild will sie vor allem deinem Volk,
 Bevor wir ziehen, um Verzeihung bitten,
 Das hat sie frei gelobt, nur will sie gleich
 Mit dem Erröten fort.

Hagen (kommt wieder). So kalt, wie Eis.

Siegfried. Wer folgt?

Völker. Wir essen erst.

Siegfried. Wohlan!

(Er geht auf den Brunnen zu, kehrt aber wieder um.)

Ja so!

(Er entwaffnet sich und geht.)

Hagen (auf die Waffen deutend).

Hinweg damit.

Dankwart (trägt die Waffen fort).

Hagen (der seine Waffen wieder aufgenommen und Gunther fortwährend den Rücken zugewendet hat, nimmt einen Anlauf und wirft seinen Speer).

Siegfried (schreit auf). Ihr Freunde!

Hagen (ruft). Noch nicht still?

(Zu den anderen.)

Kein Wort mit ihm, was er auch sagen mag!

Siegfried (kriecht herein).

Mord! Mord! Ihr selbst? Beim Trinken! Gunther,

Verdient' ich das um dich? Ich stand dir bei
In Not und Tod.

Hagen. Haut Zweige von den Bäumen,
Wir brauchen eine Bahre. Aber starke,
Ein toter Mann ist schwer. Rasch!

Siegfried. Ich bin hin,
Doch noch nicht ganz!

(Er springt auf.)

Wo ist mein Schwert geblieben?

Sie trugen's fort. Bei deiner Mannheit, Hagen,
Dem toten Mann ein Schwert! Ich ford're dich
Noch jetzt zum Kampf heraus!

Hagen. Der hat den Feind
Im Mund, und sucht ihn noch.

Siegfried. Ich tropfe weg,
Wie eine Kerze, die ins Lausen kam,
Und dieser Mörder weigert mir die Waffe,
Die ihn ein wenig wieder adeln könnte.

Pfui, pfui, wie feig! Er fürchtet meinen Daumen,
Denn ich bin nur mein Daumen noch.

(Er strauchelt über seinen Schild.)

Mein Schild!

Mein treuer Schild, ich werf' den Hund mit dir!

(Er bückt sich nach dem Schilde, kann ihn aber nicht mehr heben und richtet sich taumelnd wieder auf.)

Wie angenagelt! Auch für diese Rache
Ist's schon zu spät!

Hagen. Ha! wenn der Schwäzer doch
Die lose Zunge, die noch immer plappert,
Zermalmte mit den Zähnen, zwischen denen
Sie ungestraft so lange sündigte!
Da wär er gleich gerächt, denn die allein
Hat ihn so weit gebracht.

Siegfried. Du lügst! Das tat
Dein Neid!

Hagen. Schweig! Schweig!

Siegfried. Du drohst dem toten Mann?
Traf ich's so gut, daß ich dir wieder lebe?
Zieh' doch, ich falle jetzt von selbst, du kannst
Mich gleich bespei'n, wie einen Haufen Staub,
Da lieg ich schon —

(Er stürzt zu Boden.)

Den Siegfried seid ihr los!
Doch wißt, Ihr habt in ihm Euch selbst erschlagen,
Wer wird Euch weiter trau'n! Man wird Euch heßen,
Wie ich den Dänen wollte —

Hagen. Dieser Tropf
Glaubt noch an unsere List!

Siegfried. So ist's nicht wahr?
Entsetzlich! Furchtbar! Kann der Mensch so lügen!
Nun wohl! Da seid ihr's ganz allein! Man wird
Euch immer nur verfluchen, wenn man flucht,
Und sprechen: Kröten, Vipern und Burgunden!
Nein, ihr voran: Burgunden, Vipern, Kröten,
Denn alles ist für Euch dahin, die Ehre,

Der Ruhm, der Adel, alles hin, wie ich!
 Dem Frevel ist kein Maß noch Ziel gesetzt,
 Es kann der Arm sogar das Herz durchbohren,
 Doch sicher ist es seine letzte That!
 Mein Weib! mein armes, ahnungsvolles Weib,
 Wie wirst du's tragen! Wenn der König Gunther
 Noch irgend Lieb' und Treu' zu üben denkt,
 So üß' er sie an dir! — Doch besser gehst du
 Zu meinem Vater! — Hörst du mich, Kriemhild?

(Er stirbt.)

Hagen. Jetzt schweigt er. Aber jetzt ist's kein Verdienst.

Dankwart. Was sagen wir?

Hagen. Das Dümme! Spricht von Schächern,
 Die ihn im Tann erschlugen. Keiner wird's
 Zwar glauben, doch es wird auch keiner, denk' ich,
 Uns Lügner nennen! Wir steh'n wieder da,
 Wo niemand Rechenschaft von uns verlangt,
 Und sind wie Feuer und Wasser. Wenn der Rhein
 Auf Lügen sinnt, warum er ausgetreten,
 Ein Brand, warum er ausgebrochen ist,
 Dann wollen wir uns quälen. Du, mein König,
 Hast nichts befohlen, deß' erinn're dich,
 Ich hatte ganz allein. Nun fort mit ihm!
 (Alle ab mit der Leiche.)

Otto Ludwig (1813—1865).

Otto Ludwig, geboren in dem kleinen Städtchen Eisleben in Thüringen, gestorben nach langer, qualvoller Krankheit in Dresden, setzte die realistische Entwicklung des Dramas fort, stand aber an dramatischer Kraft hinter Hebbel zurück. — Er wollte nur Realist sein und nach dem Grundsatz „Nichts ist häßlich, wenn es nur an seiner rechten Stelle steht“ die Wirklichkeit unverfälscht wiedergeben. Seinem Schaffen steht Ludwig als eigener strengster Kritiker gegenüber. Viel Zeit und Mühe hat er beim Schaffen seiner Dramen verloren, wobei es ihm gewiß auch gelungen ist, manches Nennenswerte

auf diesem Gebiete hervorzubringen, seine ausgesprochene dichterische Begabung liegt aber entschieden auf epischem Gebiete. Alle seine Erzählungen übersteigen seine Dramen an künstlerischem Wert. Außer einigen belanglosen Dramen hat er zwei größere bedeutendere Bühnenstücke geschaffen. Das eine ist ein bürgerliches Trauerspiel „Der Erbförster“. Die Darstellung der Zustände, der Charaktere ist vortrefflich, überraschend ist die Anzahl seiner und kleiner Züge, die diese Welt, diese Gestalten beleuchten. Überzeugend ist auch der Beginn des dramatischen Konflikts, in dem der Gutsherr mit seinem ihm persönlich eng befreundeten Förster in Streit gerät: der eine vertritt die Macht, der andere die Vernunft; der Besitzer Stein will den Wald durchforsten, der Förster Ulrich widersetzt sich der Abholzung. Er erkennt das Bestimmungsrecht des Eigentümers, bleibt starrsinnig auf seiner Meinung bestehen, löst die Verlobung der Kinder, die eben gefeiert werden sollte, und führt durch seine Rechthaberei das Unheil herbei. Durch allerhand Verwicklungen gerät er in den Irrtum, daß der junge Stein seinen Sohn erschossen habe. Er beschließt Rache zu nehmen, tötet aber seine Tochter, die sich vor ihren Verlobten wirft, und richtet sich dann selbst nach dem Bibelspruch: „Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben.“ Das letzte Wort in dem Stück hat der Pastor: „Ihm geschehe, wie er geglaubt.“

Der Wert des Stückes besteht aber nicht in der Handlung, denn sie enthält zum Schluß doch allzuviel Unwahrscheinliches, sondern, wie schon zu Anfang erwähnt, in der Gestaltungskraft, mit der die Charaktere geschildert sind. Das ist sprudelndes Leben, was wir vor uns sehen, das ist Realität.

Die zweite ebenfalls bedeutende Tragödie Ludwigs heißt „Die Makkabäer“. Sie behandelt historischen Stoff und spielt im 2. Jahrhundert v. Chr. in Palästina. Auch hier ist der künstlerische Aufbau und die Charakteristik zu bewundern.

Die 3 Meisternovellen Ludwigs heißen: „Die Heiterethei“, „Aus dem Regen in die Traufe“ und „Zwischen Himmel und Erde“ (ein Meisterstück deutscher Prosa). Zwischen Himmel und Erde übt der Dachdecker sein Gewerbe, der Meister Nettenmair; sein Ehrgeiz erlaubt es ihm nicht, das Geschäft aufzugeben, auch als seine Gesundheit ihn schon lange zwingt, die eigentliche Arbeit seinen beiden Söhnen zu überlassen. Und in diesen beiden haben sich die Eigenschaften des Vaters geteilt und vergrößert: Apollonius ist der Ehrenhafte, der Tüchtige, aber er neigt auch zur Sittenstrenge und ist oft pedantisch sorgfältig. Fritz aber hat vom Vater die Neigung, mehr zu scheinen, als er ist, und so wird er leichtsinnig und neidisch, ja schließlich fast zum Verbrecher in dem Konflikt, der zwischen den Brüdern entsteht und in dem Apollonius seinem unerbittlichen Ehrgefühl sein Lebensglück opfert. — In dieser bei aller Wucht äußerer Geschehnisse — besonders in den Szenen zwischen Himmel und Erde — ungemein schlichten Geschichte hat der Dichter das Höchste seines Könnens erreicht. Alles ist großzügig gedacht und dargestellt und kaum merkt es der Leser, mit welcher peinlicher Sorgfalt ihm jede kleinste Einzelheit des Dachdeckergerwerbes vorgeführt wird.

Ludwig Anzengruber (1839—1889).

Hebbel und Ludwig waren Norddeutsche, Anzengruber war Österreicher; auch durch ihn ist das realistische Drama gefördert worden. Väterlicherseits entstammte er einer altbäuerlichen, mütterlicherseits einer Wiener altbürgerlichen Familie, und so spielen denn auch seine Dramen ausschließlich in Bauern- und Kleinbürgerkreisen. Die Dramen sind meist äußerst bühnenwirksam, da der Dichter als ehemaliger Schauspieler mit den Anforderungen des Theaters gut bekannt war. Er schafft höchst dankbare Rollen; behandelt einfache Rollen in volkstümlich grober Technik; verzichtet nicht auf Mitwirkung

der Musik; sorgt für die notwendige Kontrastwirkung, auch in der Szenerie: auf eine friedliche Bauernhütte folgt z. B. eine graufige Felsenschlucht. Er weiß oft mit ganz unerwarteten Abschlüssen zu überraschen und so die Spannung bis zuletzt zu erhalten; schließlich vermehrt er die dankbare Wirkung noch durch den Gebrauch leichtverständlichen Dialekts. Einen durchschlagenden Erfolg hatte Anzengruber gleich mit seinem ersten Drama „Der Pfarrer von Kirchfeld“. Der Pfarrer Hell eines Gebirgskirchdorfes, der gegen römische Unfehlbarkeit und Unduldsamkeit die Sache der Aufklärung vertritt, wird als Opfer des Klatches und niedriger Gesinnung von Finsterlingen vertrieben. Nicht nur die deutliche freiheitliche Tendenz, sondern auch die Lebenswahrheit der Gestalten und die warme Anteilnahme des Dichters verschafften dem Dichter den genannten großen Erfolg, trotzdem den Geschehnissen die innere dramatische Begründung fehlte.

In seinem nächsten Werke, der Charaktertragödie „Der Meineidbauer“, schuf Anzengruber das höchste seiner Bauernstücke. Der Hauptträger der Handlung, der Kreuzweghofbauer, ist ein trotziger Charakter, der sich durch Verbrechen emporgeschwungen hat und mit rücksichtsloser Härte durch neue Verbrechen auf der Höhe zu erhalten sucht, aber schließlich von Gewissensangst und Wahnvorstellungen in den Tod getrieben wird. Zwei heitere Gegenstücke zu diesen ernstern Dramen sind „Die Kreuzelschreiber“ und „Der Gwissenswurm“. Von den andern Dramen, in denen soziale Elemente stärker hervortreten, nennen wir noch „Das vierte Gebot“. Später wandte sich Anzengruber mehr der Erzählung zu. Unter den größeren Werken ist der Roman „Der Sternsteinhof“ des Dichters Meisterstück auf dem Gebiete des Dorfromans.

An der Spitze der realistischen Kunstprosa stehen auch zwei Frauen, die beide nicht reichsdeutschen Ursprungs sind.

Eulise von François (1817—1893)

stammt wie Chamisso aus einer nach Deutschland verpflanzten französischen Hugonottenfamilie, wenngleich diese seit dem 17. Jahrhundert ganz in deutschem Blut und deutschem Fühlen aufgegangen war. E. v. François wurde geboren bei Merseburg als Tochter eines Offiziers. Mittellos begann sie in Weissenfels (an der Saale), der Heimatstadt ihrer Mutter, sich an schriftstellerischen Arbeiten zu versuchen. In der Folge veröffentlichte sie nun eine große Anzahl von Romanen und Erzählungen, von denen ihre „Letzte Redenburgerin“ noch heute mit Interesse gelesen wird. In der Tat ist dieser Roman ein prächtiges Zeit- und Charakterbild in dem historischen Rahmen, den die kriegerischen Ereignisse vor und nach der Jahrhundertwende (seit dem Krimfeldzuge 1771) ziehen. Von ihren übrigen Werken verdienen besonders hervorgehoben zu werden „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne“, „Stufenjahre eines Glücklichen“ und „Der Katzenjunker“. — Näher kennen gelernt hat man diese sinnige und kräftig klargeistige Dichterin aus ihrem 1905 veröffentlichten Briefwechsel mit Conrad Ferdinand Meyer, dessen Freundschaft ihre Einsamkeit an der Saale verschönte.

Bedeutender freilich ist

Marie von Ebner-Eschenbach (1830—1913).

Geboren wurde Komtesse Marie Dubsky als Tochter eines rühmlich bekannten Freiheitskämpfers auf dem mährischen Schlosse Zdislawitz. Achtzehnjährig vermählte Marie sich mit ihrem Vetter, dem Baron Moritz von Ebner-Eschenbach, einem begabten Offizier, mit dem sie auch literarische Interessen verbanden. Seit 1864 wohnte die Dichterin in Wien oder auf dem väterlichen Schlosse. Glücklich und sorgenfrei verfloß ihr Leben. Ihre Ehe blieb kinderlos. — Wenn M. v. Ebner-Eschenbach die Stoffe zu ihren meisterhaften Romanen und Erzählungen auch in den Kreisen großstädtischen Bürgertums

oder des österreichischen Adels findet, so gelingt ihr doch das Beste in den Erzählungen, die die Lust ihrer mährischen Heimat atmen. „Dorf- und Schloßgeschichten“, so nennt sie zwei Sammlungen dieser Dichtungen, und der Titel ist bezeichnend, denn gerade Adel und Bauernvolk ihres Landes schildert sie mit besonderer Kenntnis. Sie weiß, wie ihre aristokratischen Standesgenossen leben, es sind ihr aber auch vertraut die Bewohner des Dorfes, und ihr scharfes Auge, durch keinen falschen Idealismus getrübt, sieht auch den Schatten, der oft genug über das Leben der Leute fällt; sei es nun, daß nach altem Recht die Schloßherrin einen Leibeigenen zu Tode prügeln läßt („Er laßt die Hand küssen“), oder seien es die Laster, die im Dorfe selbst herrschen: Trunksucht, Faulheit, Neid usw. Und mit den Armen, die darunter zu leiden haben, fühlt ihre edle Seele ein inniges Mitleid. Mit welch warmen Tönen schildert sie das Schicksal des „Gemeindekinds“, des Sohnes eines Raubmörders und einer unschuldig bestraften Zuchthäuslerin. Alle Dorfbewohner lassen an ihm ihren Zorn aus, wogegen seine bitteren Anklagen so wenig nützen wie die Kraft seiner Fäuste. Endlich, als er sich zu dem Entschlusse durchgerungen hat, Böses mit Gutem zu vergelten, geht er als Sieger aus seinem schweren Lebenskampfe hervor.

Güte ist der Lebensatem ihrer Dichtungen; mit Güte umfaßt die kinderlose Dichterin vor allem die Kinder, deren kleine und tiefe Leiden immer wieder ihre Seele bewegen („Der Vorzugsschüler“). Ihre Güte verleiht sogar den Tieren menschliches Fühlen und Empfindsamkeit („Der Fink“, „Die Spazzen“) und läßt das Ros des Hundes „Krambambuli“, dessen seelenhafter Instinkt im Wechsel der Pflichten sich verwirrt, wie ein Menschenschicksal erscheinen. Dieses Pflichtgefühl, der Grundstoff ihrer Dichtungen, verhindert, daß ihre Güte zur Weichlichkeit wird. Ihre Auffassung der Pflicht ist unerbittlich und hart. Auf Pflichtvergeßenen ruht eine er-

drückende Last; das erfährt die vornehme Gräfin („Unsfühnbar“) so gut wie die arme Magd (Bozena). Güte und Pflichtgefühl im Verein machen die Dichterin zur Erzieherin. Sie hat den Wunsch, eine **V o l k s s c h r i f t s t e l l e r i n** zu werden, und nennt eine kleine, billige Sammlung ihrer Erzählungen „Ein Buch, das gern ein Volksbuch werden möchte“. Noch zu ihren Lebzeiten hat die Dichterin die allgemeine Anerkennung und Verehrung erfahren, die ihr zukommt. Unter den deutschen Schriftstellerinnen nimmt sie unbestritten den ersten Platz ein.

Theodor Fontane (1819—1898)

entstammte einer französischen Emigrantenfamilie; sein Vater hatte sich in Neu-Ruppin in der Mark als Apotheker niedergelassen und auch den Sohn zuerst denselben Lebensberuf erwählen lassen. Erst im 30. Lebensjahre entschloß dieser sich endgültig der schriftstellerischen Tätigkeit zu leben und wurde in Berlin Journalist; sehr bald darauf vermählte er sich auch daselbst. Zweck dienstlicher Aufträge machte er wiederholte Reisen nach England, wo er sich jahrelang aufhielt und verschiedene Pläne zu seinen größeren Werken faßte. In allen drei preussischen Kriegen war er Kriegsberichterstatter. Als solcher geriet er 1870 in französische Gefangenschaft, wurde aber durch Bismarcks Eingreifen wieder befreit. Nach dem letzten Kriege wurde er Theaterkritiker an der „Bosssischen Zeitung“ und lebte bis zu seinem Tode in Berlin¹⁾. Aus seinem fortan ruhig dahinfließenden Leben sei nur noch erwähnt, daß er im Laufe dieser Zeit eine längere Reise nach Italien unternahm und 1894 von der Universität Berlin zum Ehrendoktor ernannt wurde.

Fontane trat zuerst mit **G e d i c h t e n** an die Öffentlichkeit und ist ein Meister der **B a l l a d e**; echt vaterländische

1) Im III Stock der Potsdamerstr. 134c.

Gefinnung, tiefe Empfindung und gesunder Humor sprechen aus seinen Dichtungen. Die schönsten unter seinen Balladen sind vielleicht diejenigen, deren Stoff der englisch-schottischen Geschichte entnommen ist, vor allem „Archibald Douglas“, die Ballade von dem Grafen, der lieber sterben als länger die Heimat missen wollte (von Karl Vöwe vertont); weiter: „Barbara Allen“, „Hastingsfeld“, „Maria und Bothwell“, „Die Hamiltons oder die Locke der Maria Stuart“. Aber auch seine märkischen und preußischen Gedichte erfreuen durch ihren hellen Klang und den frischen, weltfreudigen, kernigen Geist, der in ihnen lebt, besonders „Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“, „Auf der Treppe von Sanssouci“, „Der alte Derfflinger“ u. a.

Auch auf dem Gebiete der Novelle und des Romans schuf Fontane vortreffliches. Fontanes erster Roman erschien 1878 — ein Jahr darauf wurde der Dichter 60 Jahre alt! Es war „Vor dem Sturm“. Der Sturm ist der Befreiungskrieg von 1813. Die Handlung spielt in dem Winter vorher. Das wirkliche Geschehen tritt ganz zurück; dem Dichter kommt es auf die breite Darstellung der geschichtlich bedingten Stimmungen, Situationen und Charaktere an. — Es folgen die Romane „Irrungen — Wirrungen“, „Stine“, „Effi Briest“. Überall zeigt sich Fontane als ein feiner seelenkundiger Psycholog, der in echt realistischer Weise mit großer Lebenswahrheit und Anschaulichkeit zu schildern versteht.

Es ist insbesondere das Leben des modernen Berlin, das er mit Vorliebe in durchaus objektiver Weise darstellt. — Ein vortreffliches märkisches Sittengemälde bietet Fontane in seinem letzten Werke „Der Stechlin“, worin der Dichter in der Hauptperson sich selbst gezeichnet hat. Von seinen Novellen wären zu nennen: „Grete Minde“ und die erschütternd wirkende Harzer Erzählung „Ellernklipp“. Ein besonderes Denkmal hat der Dichter seiner Heimat gesetzt in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Über

Fontanes Leben besitzen wir die ergiebigsten Quellen von ihm selbst, vor allem die beiden autobiographischen Darstellungen „Meine Kinderjahre“ und „Von zwanzig bis dreißig“.

Archibald Douglas, der Verbannte.

„Ich hab es getragen sieben Jahr,
Und ich kann es nicht tragen mehr,
Wo immer die Welt am schönsten war,
Da war sie öd' und leer.

„Ich will hintreten vor sein Gesicht
In dieser Knechtsgestalt;
Er kann meine Bitten versagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

„Und trüg' er noch den alten Groll,
Frisch, wie am ersten Tag,
So komme, was da kommen soll,
So komme, was da mag!“

Graf Douglas spricht's. Am Weg ein Stein
Führt ihn zu harter Ruh',
Er sah in Wald und Feld hinein,
Die Augen fielen ihm zu.

Er trug einen Harnisch, rostig und schwer,
darüber ein Pilgerkleid, —
da, horch, vom Waldrand scholl es her,
wie von Hörnern und Jagdgeleit.

Und Riez und Staub aufwirbelt dicht,
herjagte Meut' und Mann,
und eh' der Graf sich ausgericht't,
waren Roß und Reiter heran.

König Jakob saß auf hohem Roß,
Graf Douglas grüßte tief,
dem König das Blut in die Wangen schoß,
der Douglas aber rief:

„König Jakob, schaue mich gnädig an
und höre mich mit Geduld,
was meine Brüder dir angetan,
es war nicht meine Schuld.

„Denk nicht an den alten Douglas-Meid,
der trotzig dich bekriegt,
denk lieber an die Kinderzeit,
wo ich dich auf den Knien gewiegt.

„Denk lieber zurück an Stirling-Schloß,
wo ich Spielzeug dir geschnitz,
dich gehoben auf deines Vaters Roß
und Pfeile dir zugespitzt.

„Denk lieber zurück an Einlithgow,
an den See und den Vogelherd,
wo ich dich fischen und jagen froh
und schwimmen und springen gelehrt.

„O denk an alles, was einst war,
und sänstige deinen Sinn,
ich hab' es gebüßet sieben Jahr,
daß ich ein Douglas bin.“

„„Ich seh' dich nicht, Graf Archibald,
ich hör' deine Stimme nicht,
mir ist, als ob ein Rauschen im Wald
von alten Zeiten spricht.

„„Mir klingt das Rauschen süß und traut,
ich lausch' ihm immer noch,
dazwischen aber klingt es laut:
er ist ein Douglas doch.

„„Ich seh' dich nicht, ich höre dich nicht,
das ist alles, was ich kann,
ein Douglas vor meinem Angesicht
wär' ein verlornen Mann.““

König Jakob gab seinem Roß die Sporn,
bergan jetzt ging sein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel vorn
und hielt mit dem Könige Schritt.

Der Weg war steil und die Sonne stach,
und sein Panzerhemd war schwer,
doch ob er schier zusammenbrach,
er lief doch nebenher.

„König Jakob, ich war dein Seneschall,
ich will es nicht fürder sein,
ich will nur tränken dein Roß im Stall
und ihm schütten die Körner ein.

„Ich will ihm machen selber die Streu
und es tränken mit eigener Hand,
nur laß mich atmen wieder aufs neu
die Luft im Vaterland.

„Und willst du nicht, so hab' einen Mut,
und ich will es danken dir,
und zieh dein Schwert und triff mich gut
und laß mich sterben hier.“

König Jakob sprang herab vom Pferd,
hell leuchtete sein Gesicht,
aus der Scheide zog er sein breites Schwert,
aber fallen ließ er es nicht.

„Nimm's hin, nimm's hin und trag es neu
und bewache mir meine Ruh';
der ist in tiefster Seele treu,
wer die Heimat liebt wie du.

„Zu Roß wir reiten nach Vinlithgow,
und du reitest an meiner Seit',
da wollen wir fischen und jagen froh
als wie in alter Zeit.“

Wilhelm Raabe (1831—1910).

In den 60., 70. und 80. Jahren des 19. Jahrhunderts wurde Raabe wenig gelesen. Volkstümlich wurde dieser so echt deutsche Dichter eigentlich erst seit seinem 70. Geburtstage 1901, da die öffentlichen Ehrungen auf ihn herabsausten.

Wilhelm Raabe wurde als Sohn eines Beamten in dem braunschweigischen Landstädtchen Eschershausen geboren. Nach Beendigung der Schulzeit wurde er kurze Zeit Buchhändler in Magdeburg, ging dann nach Berlin, beschäftigte sich mit

Literatur und Philosophie und begann unter dem Pseudonym „Corvinus“ zu schriftstellern. Nachdem er sich verheiratet hatte, lebte er einige Jahre in Stuttgart, zog dann nach Braunschweig, wo er bis zu seinem Tode ein stilles, beschauliches Leben führte.

Gleich mit seiner ersten Dichtung, der „Chronik der Sperlingsgasse“ gelang ihm ein entzückendes Idyll aus dem alten Berlin von tief poetischem Reiz. Dann wandte er sich geschichtlichen Erzählungen zu, schilderte die Zeit „Nach dem großen Kriege“ von 1813; in „Unseres Herrgotts Kanzlei“ das Magdeburg der Reformationskämpfe; in „Obfeld“ oder in „Hastenbeck“ Ereignisse des Siebenjährigen Krieges.

Aber nicht in diesen Dichtungen liegt seine eigentliche Bedeutung, sondern in seinen 3 Romanen, die wegen der in ihnen ausgedrückten Weltanschauung in engem innerlichen Zusammenhang stehen: Achte die wirkliche Welt, scheide Wahrheit und Schein, sei Realist! Sei aber auch Idealist! Laß dich, so wie die Sterne am Himmel das Weltall erleuchten, auch von den Sternen in deiner Brust, von Liebe und Freundschaft, von Geduld und Demut, von Ehre und Mut, von Glaube und Barmherzigkeit aufhellen, laß dich von ihnen leiten.

Es sind 3 stille Bücher, die diese Weltanschauung künstlerisch behandeln. „Der Hungerpastor“ predigt vom Hunger, dem wahren, echten Lebenshunger, dem Hunger nach Brot und Liebe, nach Licht und Bildung, auch nach Ehre und Reichthum. Zwei Hungrige begleiten wir auf ihrem Lebenswege von der Wiege an. Moses Freudenstein, der Sohn des Trödlers, hat nur den un w a h r e n Hunger, den e i g e n s ü c h t i g e n; er verkommt in Paris. Hans Unwirsch aber, der Schusterssohn, erreicht ein stilles Glück von Liebe und Arbeit. Er erhält eine Hungerpfarre irgendwo hinten in Ostpreußen auf öder, unfruchtbarer Scholle am ernstesten und schaurigen Meeresstrand und erkämpft sich mit freudigem Mut ein bescheidenes, aber dauerhaftes Glück.

Der Roman „Abu Telfan, oder die Heimkehr vom Mondgebirge“ erzählt, wie Leonhard Hagebucher ergrimmt sein Vaterhaus zu Bumsdorf in Sachsen verläßt, jedoch zu Abu Telfan in Afrika als Sklave unter die Neger gerät und sich dort in die alte Heimat zurücksehnt. Als Sklave ist er gequält und gepeinigt worden. Aber ist es nun anders hier im zivilisierten Europa? Spielen nicht hier auch die Mächtigen mit den Schwachen? Zerstören nicht auch hier die Schufte das Leben der Anständigen, der Edlen, der Guten? Den Mittelmäßigen geht es einigermaßen erträglich, die aber im besseren Sinn über dem Durchschnitt stehen, sie gehen unter. Natürlich nur äußerlich; innerlich überwinden sie Leben und Leiden; sie sind doch die eigentlichen Sieger, sie — die Idealisten, wenn es die andern auch zu sein scheinen. Aber es ist doch eine trübe Lebensanschauung, die aus diesem Buche spricht, das mit den Worten, die es auch als Motto trägt, schließt: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, sprach Mahomed, so würdet ihr viel weinen und wenig lachen.“ — Völlig pessimistisch klingt endlich das dritte Werk „Der Schüdderump“ aus. So nannte man früher den Karren, der in den Zeiten der Pest die Leichen zu Haufen beförderte und ins Grab schüttete. Er ist das Sinnbild der Vergänglichkeit: zwar leuchtet die Sonne, zwar blendet das Glück, aber der Schüdderump poltert seinen Trab, und wir sind nur glücklich, wenn wir es für einen Augenblick vergessen. Das erfährt eine ganze vornehme Gesellschaft, das erfährt aber unter noch andern auch Toni, der elternlose, uneheliche Schützling und Viebling vornehmer Leute, die so glücklich mit ihrem Spielfkameraden, dem Junker von Bauen, aufgewachsen ist. Aber da kommt der Großvater, von dem früher niemand etwas gewußt, ein durch unsaubere Geschäfte reich gewordener ehemaliger Barbier; er führt sie mit dem Rechte der Verwandtschaft in seine dunklen Kreise, und hier in der fremden Welt stirbt sie aus Mangel an Licht und Liebe. — Ein erschütternder Bericht vom Leid des Lebens! — Raabe

ist seinem Wesen und seiner Seelenschilderung nach einer der tiefsten deutschen Dichter. Die Menschlichkeit, die für den sonderlichsten und elendsten Nächsten ein Herz und Interesse hat, kann er uns lehren, ohne ungerecht Partei für das Niedere, Vasterhafte zu nehmen.

Peter Rosegger (1848—1918)

wurde in Österreich (Steiermark) als Sohn eines armen Gebirgsbauern geboren. Mit seinem Herzen ist er immer hier geblieben. In seiner Selbstbiographie „Mein Weltleben“ erzählt er launig von seinem Heimweh: „Es gibt Waldpflanzen, die eben nicht versetzbar sind. Auf der Insel Rügen habe ich die Feder ans Papier gesetzt und nicht dichten können; in Venedig hab ich die Laute zur Hand genommen und nicht singen können. In aller Welt hab ich nach den von ihr gebotenen Früchten gelangt und nicht können glücklich sein. . . Vor etwa zehn Jahren hat ein unternehmungslustiger Impresario mich nach Amerika schleppen wollen, um dort Vorlesungen zu halten. Mit jenen Bekannten, die mir damals zu dieser schönen Reise wärmstens geraten haben, spreche ich noch heute kein Wort. Ich empfand das Ansinnen wie eine persönliche Beleidigung. Eigentlich hätte ich sie gerichtlich verklagen können wegen Aufreizung zum Selbstmord. Ein anderes wäre meine Reise nach und durch Amerika nicht gewesen. Vor einiger Zeit bot eine vornehm gesinnte Dame im Hinblick auf meine schwache Gesundheit mir ihr Haus an der Riviera zum Winteraufenthalt an. Um dem Heimweh allen Vorwand zu untergraben, sollte ich auch die Familie mitnehmen. Mit Weib und Kind unter den Ölbäumen, Palmen und Vorbeeren zu wandeln im Angesicht des Meeres und des goldenen Himmels mit einem südl. milden Hauch! Herrliches Leben! Was geschah? Schon im Vorgesdanken an den Aufenthalt im fremden Lande wurde mir übel. Schon vorweg bekam ich Heimweh, und zwar sieben-

faches, für Mann, Frau und fünf Kinder. Im nordischen Winter haben wir unsern Christbaum gefeiert — daheim!"

Roseggers Leben hat als das eines Autodidakten¹⁾, der sich alle Bildungs- und übrigen Kulturgüter hart erkämpfen mußte, Anspruch auf besondere Beachtung. In tiefgemütvoller Weise, mit sonnigem Humor und froher Laune erzählt er in seiner „Waldheimat“ die Erlebnisse seiner Kindheit und Jugend. Zu schwach für den Beruf eines Bauern trat er, von einem alten Schulmeister ein wenig unterrichtet, mit 17 Jahren bei einem Schneider in die Lehre. Daneben aber schrieb er allerlei. Seine ersten Skizzen sandte er an den Professor Svoboda, den Redakteur der „Tagespost“ in Graz, der sich nun für dieses Talent verwandte. Rosegger wurde jetzt zunächst Buchhändler und besuchte darauf die Handelsakademie zu Graz. Ein Stipendium ermöglichte ihm eine Reise nach Deutschland, Holland, Schweden und Italien. Sein erstes größeres Werk „Die Schriften des Waldschulmeisters“ erschien 1875. Im nächsten Jahr gründete er in Graz eine Zeitschrift (Heimgarten). Von seinen zahlreichen Prosaschriften seien als Hauptwerke nur genannt „Heidepeters Gabriel“, „Der Gottsucher“, „Jakob der Letzte“, „Martin, der Mann“, „Peter Mayr, der Wirt an der Mahr“, „Das ewige Licht“, „Erbsen“ und „Weltgift“. Roseggers weiteres Leben blieb von Stürmen verschont. Er war zweimal vermählt. Im Alter von 75 Jahren ist er 1918 gestorben.

Roseggers Dichtungen sind nicht frei von Tendenz. Gegen städtische Überkultur und Mängel der katholischen Kirche kämpft er mit aller Deutlichkeit in seinen Schriften. Das Thema, das bei ihm immer wiederkehrt, ist das Eindringen der städtischen Kultur in die reine unverfälschte Natur der Alpenbörsen. Selber aus dem Volke, hat er ein weites Herz seinem geliebten Bauernvolke bewahrt.

1) Selbstgelehrter, d. h. einer, welcher sein Wissen und Können durch sich selbst, ohne Lehrer, erlangt hat.

§ 10. Norddeutsche Stimmungspoësie.

In Lyrik und Prosa trat der Realismus nicht mit derselben Plötzlichkeit und Entschiedenheit auf wie im Drama. Immerhin sind die Unterschiede etwa zwischen Freytags und Kellers Romanen oder Auerbachs ¹⁾ und Marie Ebners Dorfgeschichten deutlich und scharf genug. Einer der Großen steht



in der Mitte, ist Realist und Romantiker zugleich: In Storms künstlerischer Auffassung und Darstellung verbinden sich die beiden Jahrhunderthälften zu einer natürlichen Einheit. Storms poetischer Realismus entfernt sich von dem der andern neueren Erzähler mindestens ebenso weit wie von Klassik und schulgerechter Romantik.

Theodor Storm

wurde am 14. September 1817 in Hebbels Heimat, d. h. in Husum in Schleswig-Holstein geboren. „Es ist nur ein

schmuckloses Städtchen, meine Vaterstadt,“ sagt der Dichter in „St. Jürgen“; „sie liegt in einer baumlosen Küstenebene, und ihre Häuser sind alt und finster. Dennoch hab ich sie immer für einen angenehmen Ort gehalten, und zwei den Menschen

¹⁾ Berthold Auerbach (1812—1882), geb. zu Nordstetten im Schwarzwalde, gest. zu Cannes (Frankreich), ist bekannt geworden durch seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten“. Später schrieb er die Romane: „Auf der Höhe“, „Das Landhaus am Rhein“ u. a. Ist seinerzeit viel gelesen worden.

heilige Vögel scheinen diese Meinung zu teilen. Bei hoher Sommerluft schweben fortwährend Störche über der Stadt, die ihre Nester unten auf den Dächern haben. Und wenn im April die ersten Rüste aus dem Süden wehen, so bringen sie gewiß die Schwalben mit, und ein Nachbar sagt's dem andern, daß sie gekommen sind."

Wie wehmütig klingt sein Gruß an „Die Stadt“:

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an Dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugendzauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Die Heimat hat für Storms Kunst eine Bedeutung wie vor ihm nur vielleicht für diejenige StifTERS. Sein ganzes Sinnen und Sehnen bleibt ihr zugewandt, seine beste Kraft wurzelt in ihrer Landschaft und ihrem Volkstum. Aus Heideduft und Nordseebrisen gewoben sind seine Novellen wie seine Lieder.

Storms Vater stammte von einem Müller in dem benachbarten Westermühlen ab und war Advokat. Seine Mutter gehörte einer geachteten Husumer Patrizierfamilie an. Ein seltenes Familienleben umgab den Knaben, indem Großmutter und Urahn noch unter den Lebenden weilten und mit seinen Eltern in einem altertümlichen Hause lebten, das noch mit

allen möglichen Raritäten aus Urgroßmutter's Jugend erfüllt war. Von der Großmutter hörte er schon früh alte Märchen und Geschichten. Groß war der Eindruck, den die Natur und überhaupt die Gegenstände seiner Umgebung auf ihn ausübten: Das Meer mit Ebbe und Flut, die Marsch, die Heide; auch das Husumer Schloß mit seinem Rittersaal wußte dem Kinde viel zu erzählen. Zu seinen frühesten Erinnerungen gehörte die große Sturmflut in der Nacht vom 3. zum 4. Februar 1825, die er im „Schimmelreiter“ geschildert hat. — Storm studierte Jura und ließ sich als Advokat in Husum nieder; hier vermählte er sich mit seiner Cousine (Konstanze Eschmarch). Die Kämpfe der Schleswigholsteiner gegen die Dänen fanden einen ungünstigen Ausgang und das Land sollte nun dänisch werden. Storm wurde nun, infolge seiner politischen Gesinnungen, von den Dänen ausgewiesen und siedelte nach Potsdam über. Aus Potsdam wurde er nach Heiligenstadt versetzt, wo sich seine äußere Lage verbesserte (in Potsdam war es ihm gar kümmerlich ergangen), jedoch die Sehnsucht nach der Heimat mit dem ihm so lieben Meeresrauschen gab ihm keine Ruhe, bis er endlich wieder, nach der Befreiung seines Heimatlandes von der dänischen Oberherrschaft, mit großen Ehrenbezeugungen als Landvogt in seine Vaterstadt zurückberufen wurde. Nach dem Tode seiner ersten Frau fand er in der fröhlichen Dorothea Jensen, einer langjährigen Freundin des Hauses, eine neue liebevolle Lebensgefährtin. Ganz seinem Dichterberufe leben konnte er erst, als er (1880) sein Amt aufgab und in das schöne Haus zog, das er sich in Hademarschen erbaut hatte. 8 Jahre lebte er dort noch in stillem Frieden. Er starb am 4. Juli 1888. Auf dem St. Jürgen-Friedhofe in Husum wurde er bestattet. Seinem Wunsche gemäß wurde bei seinem Begräbniß kein Wort gesprochen, und kein Geistlicher war anwesend. Aber die Glocken läuteten.

Storm ist von der Chriß ausgegangen, und sie hat ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet. Einen Strauß wun-

dersam lieblicher, tief in unsere Seele hineinblühender Vieder hat Storm hinterlassen — dennoch bleibt an seiner *Yrik* immer etwas *Prosa* haften. Umgekehrt kann man wieder von seinen *Novellen* sagen, daß sie *lyrisch* empfunden und ausgesprochen sind. Storm wandelte in seinen Dichtungen auf der schmalen Grenzscheide zwischen *Yrik* und *Prosa* wie kein deutscher Dichter neben ihm. Und wenn die Anzahl Stormscher Gedichte auch keine sehr große ist im Vergleiche zu der Anzahl seiner *Novellen*, so zeigt doch gerade die einzigartige *Stimmungskunst* seiner *Prosa* den geborenen *Yriker*.

Man hat Storm mit *Mörke* und dem *Landschaftsmaler* *Ruysdael*¹⁾ verglichen. Sicherlich ist ihm etwas von beiden eigen, jedoch norddeutsch-schwermütige *Verträumtheit* gibt seinen *lyrischen Naturbildern* doch ihre ganz besondere Note. Auch er begnügt sich vielfach mit einem Stück *Wald* oder *Feld*, einem einsamen *Hause*, einem *Hügel* oder *Buschwerk*, dennoch strebt seine *Muse* dabei empor in die *Unendlichkeit*, in *Zeiten* und *Orte*, wo wir nicht sind, wohin eben nur *traumhafte Stimmungen* und *leise Musik* gelangen, und dabei ist doch alles ganz deutlich, ja *realistisch* vor uns ausgebreitet.

Im Walde.

Hier an der *Bergeshalde*
Verstummet ganz der *Wind*;
Die *Zweige* hängen nieder,
Darunter sitzt das *Kind*.

Sie sitzt in *Thymiane*,
Sie sitzt in *lauter Duft*;
Die *blauen Fliegen* summen
Und blitzen durch die *Luft*.

¹⁾ *Niederländischer Landschaftsmaler*, geb. 1625 zu *Harlem*, gest. 1681 zu *Amsterdam*. Er stellte in seinen Bildern am liebsten den Ausdruck *melancholischer Einsamkeit* dar und verlieh so der *Landschaftsmalerei* den höchsten *poetischen Ausdruck*. Zahlreiche Werke in der *Dresdener Bildergalerie*.

Es steht der Wald so schweigend,
 Sie schaut so klug darein;
 Um ihre braunen Focken
 Hinfliest der Sonnenschein.

Der Kuckuck lacht von ferne,
 Es geht mir durch den Sinn:
 Sie hat die goldnen Augen
 Der Waldekönigin.

Die letzte Strophe des Gedichtes erinnert besonders an das, was ihn mit Mörike verbindet: den Volkston, das naive Empfinden.

Ein einsam trauriges Lebens-Wanderlied mit wunderbar leisen Untertönen ist

Verirrt.

Ein Vöglein singt so süße
 Vor mir von Ort zu Ort;
 weh, meine wunden Füße!
 Das Vöglein singt so süße,
 Ich wandre immer fort.

Wo ist nun hin das Singen?
 Schon sank das Abendrot;
 Die Nacht hat es verstecket,
 Hat alles zugedecket —
 Wem klag ich meine Not?

Kein Sternlein blinkt im Walde,
 Weiß weder Weg noch Ort;
 Die Blumen an der Halde,
 Die Blumen in dem Walde,
 Die blühn im Dunkeln fort.

Über die Heide.

Über die Heide hallet mein Schritt;
 Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
 Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel, geisten umher;
 Schwarz ist das Kraut, und der Himmel so leer.
 Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai!
 Leben und Liebe, — wie flog es vorbei!

Storm liebte das Leben, es graute ihm vor
 dem Tode:

Laß einmal noch durch meine Brust
 Des vollsten Lebens Schauer wehn,
 Ich seufzend in die große Nacht.
 Auch meine Sterne untergehn.

A b s e i t s.

Es ist so still; die Heide liegt
 Im warmen Mittagssonnenstrahle,
 Ein rosenroter Schimmer fliegt
 Um ihre alten Gräbermale;
 Die Kräuter blühen; der Heideduft
 Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäser hasten durchs Gesträuch
 In ihren goldnen Panzerröckchen,
 Die Bienen hängen Zweig um Zweig
 Sich an der Edelheide Glöckchen,
 Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
 Die Luft ist voller Verchenlaut.

Ein halb verfallen, niedrig Haus
 Steht einsam hier und sonnbeschienen;
 Der Rätner lehnt zur Thür hinaus,
 Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
 Sein Junge auf dem Stein davor
 Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Raum zittert durch die Mittagsruh'
 Ein Schlag der Dorfsuhr, der entfernten.
 Dem Alten fällt die Wimper zu;
 Er träumt von seinen Honigernten. —
 Kein Klang der aufgeregten Zeit
 Drang noch in diese Einsamkeit.

Weihnachtslied.

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
 Ein milder Stern herniederlacht;
 Vom Tannenwalde steigen Düste
 Und hauchen durch die Winterlüfte,
 Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
 Das ist die liebe Weihnachtszeit!
 Ich höre fernher Kirchenglocken
 Mich lieblich heimatlich verlocken
 In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
 Anbetend, staunend muß ich stehn;
 Es sinkt auf meine Augenlider
 Ein goldner Kindertraum hernieder,
 Ich fühl's: ein Wunder ist geschehn.

Auf dem Gebiet der Novelle war Storms Tätigkeit sehr fruchtbar, er hat deren etwa 50 an der Zahl geschrieben. Den Stoff zu seinen Novellen nahm er meist aus dem ländlichen und bürgerlichen Kleinleben seiner nächsten Umgebung. Die Natur seiner Heimat mit der einsamen Heide, den dunklen Buchenwäldern, dem brausenden Meer schildert er mit derselben Meisterschaft, wie die Menschen, die dort leben und arbeiten, in ihrem Tun und Treiben, in ihrem Lieben und Leiden. Überblicken wir Storms Novellen in ihrer Gesamtheit, so finden wir in allen denselben Reiz der Darstellung, obwohl zwischen der Entstehung mancher derselben ein Menschenalter dazwischen liegt. Keineswegs läßt sich Storms Poesie im Alter als realistisch, in der Jugend als romantisch bezeichnen, denn schon sein Erstlingswerk „Marthe und ihre Uhr“ ist ganz realistisch geformt, während der „Schimmelreiter“ trotz des realistischen Charakters spukhafte Erinnerungen aus der Volksfage im Ton der Romantiker bringt. Entscheidend ist in beiden Fällen die wehmütige, träumerische Stim-

mung, die im „Vorüber“, im „Es war einmal“ ruht. Zart, wie ein Hauch aus einer andern Welt, berührt den Leser die Novelle „Zimmessee“. — „Sie konnten zueinander nicht kommen, das Wasser war viel zu tief“, so betitelt Storm eine seiner Novellen und so klingt es uns auch aus „Zimmessee“ entgegen; auf den Ton dieses alten Volksliedes ist das Lied von Elisabeths und Reinholds Liebe und Leid gestimmt. Außer diesen wären zu nennen: „Viola tricolor“, „Pole Popenpäler“, „Psyche“, „Aquis submersus“ (in den Wassern versunken), „Die Söhne des Senators“, „In St. Jürgen“ und seine letzte und kraftvollste Novelle „Der Schimmelreiter“, die tragische Geschichte vom Deichgrafen Hauke Haien, der bei einer Springflut mit den Seinen zugrunde geht.

Der Held, Hauke Haien, der Sohn eines geringen Mannes, hat schon als Knabe das größte Interesse und Verständnis für Deichbauten und stellt treffliche kleine Modelle her. Später kommt er als Knecht zum Deichgrafen, dessen Tochter Elke und er sich lieb gewinnen. Nach dem Tode des Deichgrafen heiratet Hauke Elke und wird selbst Deichgraf. Nun kann er seine Pläne ausführen. Er baut einen neuen festen Deich. Bei Wind und Wetter sieht man ihn auf seinem Schimmel reitend die Arbeiter beaufsichtigen. Gegen Mißgunst und Aberglauben muß er schwer kämpfen. Da braust eines Tages eine fürchterliche Hochflut heran. Hauke vermag in letzter Stunde alle Bewohner zu retten, selbst aber findet er mit Frau und Kind den Tod in den Wellen.

Aus dem „Schimmelreiter“.

(Der Untergang des Deichgrafen Hauke Haien.)

Es war vor Allerheiligen, im Oktober. Tag über hatte es stark aus Südwest gestürmt; abends stand ein halber Mond am Himmel, dunkelbraune Wolken jagten überhin, und Schatten und trübes Licht flogen auf der Erde durcheinander; der Sturm war im Wachsen. Im Zimmer des Deichgrafen stand

noch der geleerte Abendtisch; die Knechte waren in dem Stall gewiesen, um dort des Viehs zu achten; die Mägde mußten im Hause und auf den Böden nachsehen, ob Türen und Läden wohl verschlossen seien, daß nicht der Sturm hineinfasse und Unheil anrichte. Drinnen stand Hauke neben seiner Frau am Fenster; er hatte eben sein Abendbrot hinabgeschlungen; er war draußen auf dem Deich gewesen. Zu Fuße war er hinausgetrabt, schon früh am Nachmittag; spitze Pfähle und Säcke voll Klei oder Erde hatte er hie und dort, wo der Deich eine Schwäche zu verraten schien, zusammentragen lassen; überall hatte er Leute angestellt, um die Pfähle einzurammen und mit den Säcken vorzudämmen, sobald die Flut den Deich zu schädigen beginne; an dem Winkel zu Nordwesten, wo der alte und der neue Deich zusammenstießen, hatte er die meisten Menschen hingestellt; nur im Notfall durften sie von den angewiesenen Plätzen weichen. Das hatte er zurückgelassen; dann, vor kaum einer Viertelstunde, naß, zerzaust, war er in seinem Hause angekommen, und jetzt, das Ohr nach den Windböen, welche die in Blei gefaßten Scheiben rasseln machten, blickte er wie gedankenlos in die wüste Nacht hinaus; die Winduhr hinter ihrer Glasscheibe schlug eben acht. Das Kind, das neben der Mutter stand, fuhr zusammen und barg den Kopf in deren Kleider. „Claus!“ rief sie weinend, „wo ist mein Claus?“

Sie konnte wohl so fragen; denn die Möwe hatte, wie schon im vorigen Jahre, so auch jetzt ihre Winterreise nicht mehr angetreten. Der Vater überhörte die Frage; die Mutter aber nahm das Kind auf ihren Arm. „Dein Claus ist in der Scheune,“ sagte sie, „da sitzt er warm.“

„Warum?“ sagte Wientke, „ist das gut?“

— „Ja, das ist gut.“

Der Hausherr stand noch am Fenster: „Es geht nicht länger, Elke!“ sagte er, „ruf eine von den Dirnen, der Sturm drückt uns die Scheiben ein; die Läden müssen angeschoben werden!“

Auf das Wort der Hausfrau war die Magd herausgelaufen: man sah vom Zimmer aus, wie ihr die Röcke flogen; aber als sie die Klammern gelöst hatte, riß ihr der Sturm den Raden aus der Hand und warf ihn gegen die Fenster, daß ein paar Scheiben zersplittert in die Stube flogen

und eins der Lichter qualmend auslosch. Hauke mußte selbst hinaus, zu helfen, und nur mit Not kamen allmählich die Luken vor die Fenster. Als sie beim Wiedereintritt in das Haus die Tür aufrißen, fuhr eine Bö hinterdrein, daß ein Glas und Silber im Wandschrank durcheinanderklirrten; oben im Hause über ihren Köpfen zitterten und krachten die Balken, als wolle der Sturm das Dach von den Mauern reißen. Aber Hauke kam nicht wieder in das Zimmer! Elke hörte, wie er durch die Tenne nach dem Stalle schritt. „Den Schimmel! Den Schimmel, John; rasch!“ So hörte sie ihn rufen, dann kam er wieder in die Stube, das Haar zerzaust, aber die grauen Augen leuchtend. „Der Wind ist umgesprungen!“ rief er, — „nach Nordwest, auf halber Springflut! Kein Wind; — wir haben solchen Sturm noch nicht erlebt!“

Elke war totenblaß geworden: „Und du mußt noch einmal hinaus?“

Er ergriff ihre beiden Hände und drückte sie wie im Kampfe in die seinen: „Das muß ich, Elke.“

Sie hob langsam ihre dunklen Augen zu ihm, und ein paar Sekunden lang sahen sie sich an; doch war's wie eine Ewigkeit. „Ja, Hauke,“ sagte das Weib; „ich weiß es wohl, du mußt.“

Da trabte es draußen vor der Haustür. Sie fiel ihm um den Hals, und einen Augenblick war's, als könne sie ihn nicht lassen; aber auch das war nur einen Augenblick. „Das ist unser Kampf!“ sprach Hauke; „ihr seid hier sicher: an dies Haus ist noch keine Flut gestiegen. Und bet zu Gott, daß er auch mit mir sei!“

Hauke hüllte sich in seinen Mantel, und Elke nahm ein Tuch und wickelte es ihm sorgsam um den Hals; sie wollte ein Wort sprechen, aber die zitternden Rippen versagten es ihr. Draußen wieherte der Schimmel, daß es wie Trompetenschall in das Heulen des Sturmes hineinklang. Elke war mit ihrem Mann hinausgegangen; die alte Eiche knarrte, als ob sie auseinanderstürzen sollte. „Steigt auf, Herr!“ rief der Knecht, „der Schimmel ist wie toll; die Zügel könnten reißen.“ Hauke schlug die Arme um sein Weib: „Bei Sonnenaufgang bin ich wieder da!“ Schon war er auf sein Pferd gesprungen; das Tier stieg mit den Vorderhufen in die Höhe; dann gleich einem Streithengst, der sich in die Schlacht stürzt, jagte es

mit seinem Reiter die Werfte hinunter, in Nacht und Sturmgeheul hinaus. „Vater, mein Vater!“ schrie eine klägliche Kinderstimme hinter ihm darein: „Mein lieber Vater!“

Wienke war im Dunkeln hinter dem Fortjagenden hergelaufen; aber schon nach hundert Schritten strauchelte sie über einen Erdhäufen und fiel zu Boden.

Der Knecht Jwen Johns brachte das weinende Kind der Mutter zurück; die lehnte am Stamme der Esche, deren Zweige über ihr die Luft peitschten, und starrte wie abwesend in die Nacht hinaus, in der ihr Mann verschwunden war; wenn das Brüllen des Sturmes und das ferne Klatschen des Meeres einen Augenblick aussetzten, fuhr sie wie in Schreck zusammen; ihr war jetzt, als suche alles nur ihn zu verderben und werde jäh verstummen, wenn es ihn gefaßt habe. Ihre Knie zitterten, ihre Haare hatte der Sturm gelöst und trieb damit sein Spiel. „Hier ist das Kind, Frau!“ schrie John ihr zu; „haltet es fest!“ und drückte die Kleine der Mutter in die Arme.

„Das Kind? — Ich hatte dich vergessen, Wienke!“ rief sie; „Gott verzeih mir's.“ Dann hob sie es an ihre Brust, so fest nur Liebe fassen kann, und stürzte mit ihr in die Knie: „Herr Gott und du mein Jesu, laßt uns nicht Witwe und nicht Waise werden! Schütz ihn, o lieber Gott; nur du und ich, wir kennen ihn allein!“ Und der Sturm setzte nicht mehr aus; es tönte und donnerte, als solle die ganze Welt in ungeheurem Hall und Schall zugrunde gehen.

„Geht in das Haus, Frau,“ sagte John; „kommt!“ und er half ihnen auf und leitete die beiden in das Haus und in die Stube.

Der Deichgraf Hauke Haien jagte auf seinem Schimmel dem Deiche zu. Der schmale Weg war grundlos; denn die Tage vorher war unermesslicher Regen gefallen; aber der nasse, saugende Lei schien gleichwohl die Hufen des Tieres nicht zu halten, es war, als hätte es festen Sommerboden unter sich. Wie eine wilde Jagd trieben die Wolken am Himmel; unten lag die weite Marsch wie eine unerkennbare, von unruhigen Schatten erfüllte Wüste; von dem Wasser hinter dem Deiche, immer ungeheurer, kaum ein dumpfes Tosen, als müsse es alles andre verschlingen. „Vorwärts, Schimmel!“ rief Hauke, „wir reiten unsern schlimmsten Ritt!“

Da klang es wie ein Todesschrei unter den Hufen des Rosses. Er riß den Zügel zurück; er sah sich um: ihm zur Seite, dicht über dem Boden, halb fliegend, halb vom Sturme geschleudert, zog eine Schar von weißen Möwen, ein höhnisches Gegaßer ausstößend; sie suchten Schutz im Lande. Eine von ihnen — der Mond schien flüchtig durch die Wolken — lag am Weg zertreten; dem Reiter war's, als flattere ein rotes Band an ihrem Halse. „Claus!“ rief er. „Armer Claus!“

War das der Vogel seines Kindes? Hatte er Roß und Reiter erkannt und sich bei ihnen bergen wollen? — Der Reiter wußte es nicht. „Vorwärts!“ rief er wieder, und schon hob der Schimmel zu neuem Rennen seine Hufen, da setzte der Sturm plötzlich aus, eine Totenstille trat an seine Stelle; nur eine Sekunde lang, dann kam er mit erneuter Wut zurück; aber Menschenstimmen und verlorenes Hundegebell waren inzwischen an des Reiters Ohr geschlagen, und als er rückwärts nach seinem Dorfe den Kopf wandte, erkannte er in dem Mondlicht, das hervorbrach, auf den Werften und vor den Häusern Menschen an hochbeladenen Wagen umher hantierend; er sah wie im Fluge noch andre Wagen eilend an der Geest hinauffahren; Gebrüll von Kindern traf sein Ohr, die aus den warmen Ställen nach dort hinaufgetrieben wurden.

„Gott sei dank! sie sind dabei, sich und ihr Vieh zu retten!“ rief es in ihm; und dann mit einem Aufschrei: „Mein Weib! Mein Kind! — Nein, nein; auf unsre Werfte steigt das Wasser nicht!“

Aber nur ein Augenblick war es; nur wie eine Vision flog alles an ihm vorbei.

Eine furchtbare Bö kam brüllend vom Meer herüber, und ihr entgegen stürmten Roß und Reiter den schmalen Weg zum Deich hinan. Als sie oben waren, stoppte Hauke mit Gewalt sein Pferd. Aber wo war das Meer? Wo Fehrsand? Wo blieb das Ufer drüben? — Nur Berge von Wasser sah er vor sich, die dräuend gegen den nächtlichen Himmel stiegen, die in der furchtbaren Dämmerung sich übereinander zu türmen suchten und übereinander gegen das feste Land schlugen. Mit weißen Kronen kamen sie daher, heulend, als sei in ihnen der Schrei alles furchtbaren Raubgetiers der Wildnis. Der Schimmel schlug mit seinen Vorderhufen und schnob mit seinen Rüstern in den Värm hinaus; den Reiter

aber wollte es überfallen, als sei hier alle Menschenmacht zu Ende; als müsse jetzt die Nacht, der Tod, das Nichts hereinbrechen.

Doch er besann sich; es war ja Sturmflut; nur hatte er sie selbst noch nimmer so gesehen; sein Weib, sein Kind, sie saßen sicher auf der hohen Werfte, in dem festen Hause; sein Deich aber — und wie ein Stolz flog es ihm durch die Brust — der Hauke-Haien-Deich, wie ihn die Leute nannten, der mochte jetzt beweisen, wie man Deiche bauen müsse!

Aber — was war das? — Er hielt an dem Winkel zwischen beiden Deichen; wo waren die Leute, die er hierher gestellt, die hier die Wacht zu halten hatten? — Er blickte nach Norden den alten Deich hinauf; denn auch dorthin hatte er einzelne beordert. Weder hier noch dort vermochte er einen Menschen zu erblicken; er ritt ein Stück hinaus, aber er blieb allein: nur das Wehen des Sturmes und das Brausen des Meeres wie aus unermessener Ferne schlug betäubend an sein Ohr. Er wandte das Pferd zurück; er kam wieder zu der verlassenem Ecke und ließ seine Augen längs der Linie des neuen Deiches gleiten; er erkannte deutlich: langsamer, weniger gewaltig rollten hier die Wellen heran, fast schien's, als wäre dort ein anderes Wasser. „Der soll schon stehen!“ murmelte er, und wie ein Bach stieg es in ihm herauf.

Aber das Bach verging ihm, als seine Blicke weiter an der Linie seines Deiches entlang glitten: an der Nordwestecke — was war das dort? Ein dunkler Haufen wimmelte durcheinander; er sah, wie es sich emsig rührte und drängte — kein Zweifel, es waren Menschen! Was wollten, was arbeiteten sie jetzt an seinem Deich! — Und schon saßen seine Sporen dem Schimmel in den Weichen, und das Tier flog mit ihm dahin; der Sturm kam von der Breitseite, mitunter drängten die Böen so gewaltig, daß sie fast vom Deiche in den neuen Koog hinabgeschleudert wären, aber Roß und Reiter wußten, wo sie ritten. Schon gewahrte Hauke, daß wohl ein paar Duzend Menschen in eifriger Arbeit beisammen seien, und schon sah er deutlich, daß eine Rinne quer durch den neuen Deich gegraben war. Gewaltsam stoppte er sein Pferd: „Halt!“ schrie er; „halt! Was treibt ihr denn für Teufelsunfug?“

Sie hatten im Schreck die Spaten ruhen lassen, als sie auf einmal den Deichgrafen unter sich gewahrten; seine Worte

hatte der Sturm ihnen zugetragen, und er sah wohl, daß mehrere ihm zu antworten strebten; aber er gewährte nur ihre heftigen Gebärden; denn sie standen alle ihm zur Linken, und was sie sprachen, nahm der Sturm hinweg, der hier draußen jetzt die Menschen mitunter wie im Taumel gegeneinander warf, so daß sie sich dicht zusammenscharten. Hauke maß mit seinen raschen Augen die gegrabene Rinne und den Stand des Wassers, das trotz des neuen Profils fast an die Höhe des Deiches hinaufklatschte und Roß und Reiter bespritzte. Nur noch zehn Minuten — er sah es wohl — dann brach die Hochflut durch die Rinne, und der Hauke-Haien-Roog wurde vom Meer begraben!

Der Deichgraf winkte einen der Arbeiter an die andre Seite seines Pferdes. „Nun, so sprich!“ schrie er, „was treibt ihr denn, was soll das heißen?“

Und der Mensch schrie dagegen: „Wir sollen den neuen Deich durchstechen, Herr! Damit der alte Deich nicht bricht!“

„Was sollt ihr?“

„Den neuen Deich durchstechen!“

„Und den Roog verschütten? — Welcher Teufel hat euch das befohlen?“

„Nein, Herr, kein Teufel; der Bevollmächtigte Ole Peters ist hier gewesen; der hat's befohlen!“

Der Zorn stieg dem Reiter in die Augen: „Kennt ihr mich?“ schrie er. „Wo ich bin, hat Ole Peters nicht zu ordinieren! Fort mit euch! An eure Plätze, wo ich euch hingestellt.“

Und da sie zögerten, sprengte er mit seinem Schimmel zwischen sie: „Fort, zu eurer oder des Teufels Großmutter!“

„Herr, hütet Euch!“ rief einer aus dem Haufen und stieß mit seinem Spaten gegen das wie rasend sich gebärdende Tier. Aber ein Hufschlag schleuderte ihm den Spaten aus der Hand; ein anderer stürzte ihn zu Boden. Da plötzlich erhob sich ein Schrei aus dem übrigen Haufen, ein Schrei, wie ihn nur die Todesangst einer Menschenkehle zu entreißen pflegt; einen Augenblick war alles, auch der Deichgraf und der Schimmel, wie gelähmt; nur ein Arbeiter hatte gleich einem Wegweiser seinen Arm gestreckt; der wies nach der Nordwestecke der beiden Deiche, dort, wo der neue auf den alten stieß. Nur das Tosen des Sturmes und das Klauschen des

Wassers war zu hören. Hauke drehte sich im Sattel: was gab das dort? Seine Augen wurden groß: „Herr Gott! Ein Bruch! Ein Bruch im alten Deich!“

„Eure Schuld, Deichgraf!“ schrie eine Stimme aus dem Haufen: „Nehmt's mit vor Gottes Thron!“

Haukes zornrotes Antlitz war totenbleich geworden; der Mond, der es beschien, konnte es nicht bleicher machen; seine Arme hingen schlaff, er wußte kaum, daß er den Zügel hielt. Aber auch das war nur ein Augenblick; schon richtete er sich auf, ein hartes Stöhnen brach aus seinem Munde; dann wandte er stumm sein Pferd, und der Schimmel schnob und rasste ostwärts auf dem Deiche mit ihm dahin. Des Reiters Augen flogen scharf nach allen Seiten; in seinem Kopfe wühlten die Gedanken: Was hatte er für Schuld vor Gottes Thron zu tragen? — Der Durchslich des neuen Deiches — vielleicht, sie hätten's fertig gebracht, wenn er sein Halt nicht gerufen hätte; aber — es war noch eins, und es schoß ihm heiß zu Herzen, er wußte es nun zu gut — im vorigen Sommer, hätte damals Ole Peters' böses Maul ihn nicht zurückgehalten — da lag's! Er allein hatte die Schwäche des alten Dammes erkannt; er hätte trotz alledem das neue Werk betreiben müssen: „Herr Gott, ja ich bekenne es,“ rief er plötzlich laut in den Sturm hinaus, „ich habe meines Amtes schlecht gewartet!“

Zu seiner Linken, dicht an des Pferdes Hufen tobte das Meer, vor ihm und jetzt in voller Finsternis, lag der alte Koog mit seinen Werften und heimatlichen Häusern; das bleiche Himmelslicht war völlig ausgetan; nur von einer Stelle brach ein Lichtschein durch das Dunkel. Und wie ein Trost kam es an des Mannes Herz; es mußte von seinem Haus herüberscheinen, es war ihm wie ein Gruß von Weib und Kind. Gottlob, die saßen sicher auf der hohen Werfte! Die andern, gewiß, sie waren schon im Geesdorp droben; von dort her schimmerte soviel Lichtschein, wie er niemals noch gesehen hatte; ja selbst hoch oben aus der Luft, es mochte wohl vom Kirchturm sein, brach solcher in die Nacht hinaus. „Sie werden alle fort sein, alle!“ sprach Hauke zu sich selber; „freilich auf mancher Werfte wird ein Haus in Trümmern liegen, schlechte Jahren werden für die überschwemmten Fennen kommen; Siele und Schleusen zu reparieren sein! Wir müssen's

tragen, und ich will helfen, auch denen, die mir Leids getan; nur, Herr, mein Gott, sei gnädig mit uns Menschen!"

Da warf er seine Augen seitwärts nach dem neuen Koog; um ihn schäumte das Meer; aber in ihm lag es wie nächtlicher Friede. Ein unwillkürliches Jauchzen brach aus des Reiters Brust: „Der Hauke-Haien-Deich, er soll schon halten; er wird es noch nach hundert Jahren tun.“

Ein donnerartiges Rauschen zu seinen Füßen weckte ihn aus diesen Träumen; der Schimmel wollte nicht mehr vorwärts. Was war das? — das Pferd sprang zurück, und er fühlte es, ein Deichstück stürzte vor ihm in die Tiefe. Er riß die Augen auf und schüttelte alles Sinnen von sich: er hielt am alten Deich, der Schimmel hatte mit den Vorderhufen schon darauf gestanden. Unwillkürlich riß er das Pferd zurück; da flog der letzte Wolkenmantel von dem Mond, und das milde Gestirn beleuchtete den Graus, der schäumend, zischend vor ihm in die Tiefe stürzte, in den alten Koog hinab.

Wie sinnlos starrte Hauke darauf hin; eine Sündflut war es, um Tiere und Menschen zu verschlingen. Da blinkte wieder ihm der Lichtschein in die Augen, es war derselbe, den er vorhin gewahrt hatte; noch immer brannte der auf seiner Werste; und als er jetzt ermutigt in den Koog hinabsah, gewahrte er wohl, daß hinter dem sinnverwirrenden Strudel, der tosend vor ihm hinabstürzte, nur noch eine Breite von etwa hundert Schritten überflutet war; dahinter konnte er deutlich den Weg erkennen, der vom Koog heransführte. Er sah noch mehr: Ein Wagen, nein, eine zweirädrige Karriole kam wie toll gegen den Deich gefahren; ein Weib, ja auch ein Kind saßen darin. Und jetzt — war das nicht das kreischende Gebell eines kleinen Hundes, das im Sturm vorüberflog? Allmächtiger Gott! Sein Weib, sein Kind waren es: schon kamen sie dicht heran, und die schäumende Wassermasse drängte auf sie zu. Ein Schrei, ein Verzweiflungsschrei brach aus der Brust des Reiters: „Elke!“ schrie er; „Elke! Zurück! Zurück!“ Aber Sturm und Meer waren nicht barmherzig, ihr Toben zerwehte seine Worte: nur seinen Mantel hatte der Sturm erfaßt, es hätte ihn bald vom Pferde herabgerissen, und das Fuhrwerk flog ohne Aufenthalt der stürzenden Flut entgegen. Da sah er, daß das Weib wie gegen ihn hinauf die Arme streckte: Hatte sie ihn erkannt? Hatte die Sehnsucht, die

Todesangst um ihn sie aus dem sicheren Haus getrieben? Und jetzt — rief sie ein letztes Wort ihm zu? Die Fragen fuhren durch sein Hirn; sie blieben ohne Antwort: von ihr zu ihm, von ihm zu ihr waren die Worte all verloren; nur ein Brausen wie vom Weltuntergang füllte ihre Ohren und ließ keinen andern Laut hinein.

„Mein Kind! O Elke, o getreue Elke!“ schrie Hauke in den Sturm hinaus. Da sank aufs neue ein großes Stück des Deiches vor ihm in die Tiefe, und donnernd stürzte das Meer sich hinterdrein! Noch einmal sah er drunten den Kopf des Pferdes, die Räder des Gefährtes aus dem wüsten Greuel empor tauchen und dann darin quirlend untergehen. Die starren Augen des Reiters, der so einsam auf dem Deiche hielt, sahen weiter nichts. „Das Ende!“ sprach er leise vor sich hin; dann ritt er an den Abgrund, wo unter ihm die Wasser, unheimlich rauschend, sein Heimatdorf zu überfluten begannen; noch immer sah er das Licht von seinem Hause schimmern; es war ihm wie entseelt. Er richtete sich hoch auf und stieß dem Schimmel die Sporen in die Weichen; das Tier bäumte sich, hätte sich fast überschlagen; aber die Kraft des Mannes drückte es fast herunter. „Vorwärts!“ rief er noch einmal, wie er es so oft zum festen Ritt gerufen hatte: „Herr Gott, nimm mich; verschon die andern!“ Noch ein Sporenstich; ein Schrei des Schimmels, der Sturm und Wellenbrausen überschrie; dann unten aus dem hinabstürzenden Strom ein dumpfer Schall, ein kurzer Kampf.

Der Mond sah leuchtend aus der Höhe; aber unten auf dem Deiche war kein Leben mehr, als nur die wilden Wasser, die bald den alten Koog fast völlig überflutet hatten. Noch immer aber ragte die Werfte von Hauke Haiens Hofstatt aus dem Schwall hervor, noch schimmerte von dort der Lichtschein, und von der Geest her, wo die Häuser allmählich dunkel wurden, warf noch die einsame Leuchte aus dem Kirchturm ihre zitternden Lichtfunken über die schäumenden Wellen.

Heinrich Seidel (1842—1906).

Sie haben einander persönlich gekannt und als Dichter hochgeschätzt, Storm und Seidel, die bedeutendsten Vertreter norddeutscher Stimmungspoesie. Auf den ersten Blick scheint

es, als seien ihre Ziele ebenso verschieden wie ihre Wege. So düster, melancholisch und resigniert Storms Novellen ausklingen, so heiter, lachend und glücklich sind diejenigen Seidels. Und doch bauen sie, beide mit echt norddeutscher Innigkeit, auf demselben Grunde: der Stimmung, die sie vor allem in der Natur erlauschen.

Heinrich Seidel, geb. in Mecklenburg als Sohn eines Pastors, besitzt einen lebenswürdigen, sonnigen Humor. Die köstlichste Gestalt, die er schuf und die den Mittelpunkt vieler Erzählungen bildet, ist sein „Leberecht Hühnchen“, ein harmloses Gemüt, bescheiden und genügsam, dessen Glück auch durch das Unangenehme und Unbequeme nicht beeinträchtigt wird. In den sämtlichen Schriften Seidels ist es namentlich die von dem geräuschvollen Getriebe der Großstadt und von dem Strom des modernen Lebens nicht berührte Kleinwelt, die er in sinniger und humorvoller Weise darstellt. Auf diesem Gebiete hat er eine große Fruchtbarkeit entwickelt. Auch in seinen Gedichten findet sich ein warmes Herz und ein goldner Humor.

§ 11. Die großen Schweizer Dichter.

Erst spät ist die Schweiz in den Kreis der Völker getreten, die der Weltliteratur große Führer gegeben haben. Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer haben aber einen Vorläufer, dessen Geburtstag bis in das 18. Jahrhundert zurückgreift; es ist der Pfarrer Albert Bitzius aus Murten (Schweiz — Kanton Bern), der unter dem Namen Jeremias Gotthelf mit Recht berühmt geworden ist. Er schrieb für das Volk und verstand dessen Leiden und Freuden wiederzugeben. Ein Künstler ist er im Charakterisieren. Es war sein Grundsatz, alles ohne falsches Idealisieren naturgetreu in seinen Werken darzustellen. Gotthelf trat etwas früher mit seinen realistischen Romanen auf, als Ludwig und

Freitag, und ist eine größere, originellere literarische Persönlichkeit als diese. Spätere Romanschriftsteller sind vielfach in Gotthelfs Fußstapfen getreten, so daß er in mancher Beziehung als ein Vorkämpfer bezeichnet werden kann. Die bedeutendsten unter seinen Werken sind: „Uli der Knecht“ und „Uli der Pächter“; es sind psychologische Gemälde, die Charaktere schildern und Sitten und Zeitverhältnisse aufs treueste wiedergeben. „Geld und Geist“, der einen interessanten, vorzüglich entwickelten Konflikt behandelt. „Elfi, die seltsame Magd“ ist eine kleinere Geschichte, voll gesunder, herzerfreuender Poesie.

Gottfried Keller (1819—1890).

Auch Keller läßt sich so wenig wie Storm mit dem Schlagwort irgend einer Strömung, etwa der realistischen, charakterisieren; auch er lebt sein poetisches Sonderleben, und wenn er hier zusammen mit seinen engsten Vandsleuten und Zeitgenossen angeführt wird, so ist das nur in dem Sinne zu verstehen, daß diese mindestens ebenso wie die früher zusammengestellten Österreicher Anspruch darauf haben, ihr ans Deutsche Reich grenzende Vaterland selbständig zu vertreten, zumal Keller, der bedeutendste Heimatdichter des deutschsprechenden Südens.

Keller wurde am 19. Juli 1819 zu Zürich als Sohn eines Drechslermeisters geboren. Die Mutter verwitwete früh und die Familie blieb in schweren Verhältnissen zurück. Es blieb ihnen nur ein Häuschen, dessen bescheidene Räume an Arbeiter und Handwerksgefallen vermietet wurden; hier hatte Gottfried reichlich Gelegenheit, Studien für seine „gerechten Kammacher“ zu machen. Die liebevolle Mutter brachte unter Not und Sorgen die größten Opfer, um des Sohnes Erziehung zu ermöglichen. Nach dem Wunsche seines Vaters besuchte der Knabe zuerst die Armenschule, später das sogenannte Vandenabeninstitut, wo außer Deutsch und Französisch auch Italie-

nisch gelehrt wurde; vom 14. Jahre ab die Industrieschule, die zu technischen Berufen vorbereitete. Ein Jahr darauf jedoch wurde er wegen falsch gedeuteter Teilnahme an einem kleinen Knabentumult von der Anstalt verwiesen. Dieses Ereignis machte tiefen Eindruck auf ihn: sein Wesen war seitdem lange finster und in sich gekehrt. Selbst versuchte er sich nun weiterzubilden und wollte Maler werden. Es stellte sich aber heraus, daß sein Talent zu etwas Großem nicht ausreichte, und 6 Jahre lebte er ohne feste Anstellung. Damals entstanden seine ersten lyrischen Gedichte, meist politischen Inhalts. Erst mit 30 Jahren fing er an in Heidelberg zu studieren. Später lebte er unter manchen Entbehrungen in Berlin. Da ging eine Wandlung mit ihm vor: Der Dichter hatte sich durchgerungen. „Der grüne Heinrich“ und „Die Leute von Seldwyla“ entstanden allmählich, fanden aber erst später die volle Würdigung. 1855 kehrte Keller in die geliebte Heimat zurück. Eine Zeitlang verwaltete er nun dort mit Lust und Liebe sein Amt als Staatschreiber, zog sich aber verhältnismäßig früh in den Ruhestand zurück und widmete sich nun ganz seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Die lang entbehrte Anerkennung und hohe Verehrung fand er nun auch in reichlichem Maße, starb aber als einsamer Mann im Alter von 70 Jahren. Keller betätigte sich, wie wir gesehen, zuerst auf dem Gebiete der Poesie und hat darin manches Schöne zutage gefördert. Das Grundelement seiner Begabung war aber nicht lyrisch. Das Leben wollte er darstellen, Gestalten naturgetreu zeichnen. Nun entstand „Der grüne Heinrich“. Dieser biographische Roman, der zu den bedeutendsten Erzeugnissen der deutschen Romanliteratur gehört, erinnert durch seinen geistigen Gehalt und Reichtum wie durch seine poetische Schönheit vielfach an „Wilhelm Meister“. Der Hauptheld der Dichtung ist ein junger Schweizer, Heinrich Voe, der sich in jugendlicher Begeisterung der Kunst widmet, sich aber mehr und mehr von dem Mangel an echter künstlerischer Begabung überzeugt

und endlich in ehrlicher Lebensarbeit und gemeinnützigem Wirken seine Befriedigung findet. — Eine „Selbstbiographie“ kann dieser Roman nicht genannt werden, da Dichtung und Phantasie zu viel mitsprechen, vieles aber aus seinem Leben hat er hineingeflochten und seine Ansichten und Seelenstimmung zum Ausdruck gebracht. Die Charakterzeichnung in diesem Werk ist eine sehr gelungene, lebenswahre, das Realistische darin ist künstlerisch mit dem Poetischen verbunden, auch der Humor fehlt nicht, und trotz manchem Tragischen bricht die Lebensfreude des Dichters doch immer wieder durch.

Zu epischer Meisterschaft gelangte Keller in seiner Novellen-sammlung, den 10 Erzählungen von den Leuten von Seldwyla, von den leichten, spielerischen, gemüthlichen Einwohnern der eine halbe Stunde vom schiffbaren Flusse angelegten Stadt „irgendwo in der Schweiz“. Es waren aber nicht nur Heimatgeschichten, die Keller hier erzählte; er verkörperte darin allgemeine menschliche Zustände und charakterisierte im Einzelnen bestimmte menschliche Typen. — In seiner Meisternovelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ erzählt er erschütternd von einem unseligen Liebespaar, das Haß und Verkommenheit der Väter mit dem freiwilligen Tode büßt. Das Gegenstück zu dieser Erzählung sind die „Drei gerechten Kammacher“, eine humorvolle Darstellung äußerer Ehrbarkeit bei innerer Gefinnungslosigkeit, Selbstgerechtigkeit und pfiffiger Selbstsucht. „Kleider machen Leute“ enthält die abenteuerliche Geschichte eines Schneiders, der für einen polnischen Grafen gehalten wird und eine Amtsratstochter zur Frau gewinnt. Vom „Verlorenen Lachen“, das in der Geschichte einer Ehe religiöse Grundfragen behandelt, gehört der Anfang zu den besten Stücken Kellers: Die Schilderung des Sängersfestes, auf dem „Zucundus“ seine Frau kennen lernt. „Dietegen“ ist ein Kulturbild aus den kleinen Schweizerstaaten des 15. Jahrhunderts. Leitmotiv ist die seit der Kinderzeit währende Liebe zwischen Dietegen und

Rümgolt. Geschichtliche Bilder aus seiner Vaterstadt gab der Dichter in den „Züricher Novellen“. Als Novellen kann man auch Kellers „Sieben Legenden“ bezeichnen; sie sind das Schönste, was Keller geschrieben hat, tiefsinnig und doch anmutig leicht, von rührender Innigkeit und weihelvollem Ernst und doch schalkhaftem, sonnigem Humor.

Was Keller auch darstellen mag, Fröhliches oder Tragisches: hell wird es vor uns ausgebreitet. Was er schreibt, behält auch in der Trauer sonnige Züge. Seine Dichtungen sind farbenfroh wie ein liebevoll gepflegter Blumengarten, in dem jeder etwas für sich finden mag. Er selbst stellte die höchsten Anforderungen an sich, und nichts schickte er hinaus in die Welt, was man nicht in seiner Art vollkommen nennen könnte.

Conrad Ferdinand Meyer (1825—1898)

entstammt einer angesehenen Züricher Patrizierfamilie ¹⁾. Viel zu früh für den unentschlossenen Charakter des Knaben starb der Vater. Er studierte gleich seinem Vater Jura und Geschichte, betrieb auch die Malerei, fand aber keine Befriedigung und auch seitens seiner nächsten Angehörigen kein Verständnis für sein innerstes Sein und Leben. Der Tod seiner Mutter, die sich selbst das Leben nahm, traf ihn in der tiefsten Seele, und erst auf einer Reise nach Paris und Italien fand er sich wieder. In dem sonnigen Italien gingen ihm die Augen darüber auf, daß er zum Dichter geboren war, und nun hatte sein Leben Zweck und Inhalt gefunden. Meyer hatte sich während des langen Suchens nach seinem Lebensberuf ebenso sehr romanische wie germanische Bildung angeeignet und entschied sich erst 1870 nach den Siegen der Deutschen über die Franzosen für die deutsche Sprache. (In seinem Eltern-

¹⁾ Einflußreiche, angesehene, mit der Geschichte der Stadt verwachsene Bürgerfamilie.

hause hatten Deutsch, Französisch und Italienisch als gleichberechtigte Umgangssprachen gegolten.) Erst im Alter von 45 Jahren begann Meyer seine eigentliche dichterische Tätigkeit. Nachdem er sich als Fünfzigjähriger verheiratet, kaufte



er sich ein idyllisches Besitztum am Züricher See und führte daselbst in rastlosem Schaffen ein rechtes Dichterleben, bis ihn 1891 ein schweres Nervenleiden, das zeitweise in Geisteskrankheit überging, befiel. Von letzterer wurde er freilich wieder hergestellt, aber gedichtet hat er in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr.

1871 erschien Meyers lyrisch-epische Versdichtung „Hutten's letzte Tage“. Der sterbende Kämpfer durchlebt in visio-

närem¹⁾ Rückblick und Ausblick die Höhepunkte seines Lebens und der stürmischen Reformationszeit. Wunderbar wechselt Hutten's Stimmung zwischen Zerknirschung, Neue und Klage. Meyer selbst äußert sein Urteil über Luther, er spricht sich aus in den Landschaftsschilderungen, kulturgeschichtlichen Ausblicken und in der Beschreibung des „Jüngsten Gerichts“. — 1874 folgte der Roman vom Graubündner Pfarrer, Freiheitskämpfer und Diktator „Jürg Jenatsch“. Jenatsch will zur Zeit des 30jähr. Krieges Bünden von Österreich und Spanien

¹⁾ Visionen — Einbildungen von solcher Lebhaftigkeit, daß der Mensch wirkliche Gestalten zu sehen glaubt.

losreißen und durch Anschluß an Frankreich zu freiheitlichen Einrichtungen führen; er opfert dem vaterländischen Ziel rücksichtslos Liebe, Ehre und Glauben und fällt auf einem Maskenfest durch den Arthieb der Geliebten, die an ihm die Ermordung ihres Vaters rächen und ihn gleichzeitig vor dem Meuchelmorde bewahren will. — Als große Zeitgemälde kommen neben „Jürg Jenatsch“ vor allem „Der Heilige“ und „Die Richter in“ in Frage.

„Der Heilige“ berichtet von dem genußsüchtigen englischen König Heinrich II und seinem weltfrohen, prachtliebenden Kanzler „Thomas a Becket“. Der Kanzler versteht die Macht seines Königs klug und zäh zu mehrten, wandelt sich aber in der Stellung eines Erzbischofes von Canterbury zum ergebenen Sohn der Kirche und Feind des Königs. Die Feindschaft ist dadurch entstanden, daß der König seine liebliche Tochter verführt und vor der Ermordung nicht beschützt hat. Thomas wird von Anhängern des Königs am Altar erschlagen und nach zwei Jahren heilig gesprochen. Noch als Toter demütigt er den Gewaltmenschen Heinrich: dieser tut an Becket's Grabe Buße. „Der Heilige“ ist eine sogenannte *Rahmenerzählung*, d. h. die Begebnisse werden von einem Augenzeugen einem andern berichtet und die Eindrücke vom Gesichtspunkte des Erzählers wie in einem „Rahmen“ wiedergegeben. Hier tritt als Erzähler ein einfacher Schweizer auf und als Zuhörer ein Züricher Stifftsherr gerade zur Zeit, als das Fest eines neuen Heiligen eingeläutet wird.

Noch bedeutender ist „Die Hochzeit des Mönchs“. Hier erzählt der italienische Dichter Dante am Hofe eines Fürsten in Verona, von einer alten Grabchrift in Padua ausgehend, wie ein Mönch (Astorre) zur Zeit Friedrichs II (von Hohenstaufen) veranlaßt wird, dem Mönchswesen zu entsagen und sich, als letzter seines Geschlechts, mit Diana, der jungen Witwe seines ertrunkenen Bruders, zu vermählen. Ins Weltleben zurückgekehrt ergreift ihn aber die Leidenschaft für die

viel lieblichere Antiope. Er verläßt die ihm bestimmte Braut, um sich mit Antiope zu vereinen. Doch Diana und ihr Bruder schwören Rache und töten die beiden Liebenden.

Am höchsten steht die Novelle „Die Versuchung des Pescara“. Hier folgt der Dichter mit bewunderungswürdiger Feinheit und tiefer Seelenkunde den Intrigen, die Menschengröße, Menschenliebe und Menschenleid umranken. Pescara ist der Feldherr Karls V., der letzterem die Schlacht bei Pavia gewonnen hat. Die Italiener wollen ihn zum Treubruch an Karl veranlassen, doch der Feldherr ist seinem Kaiser treu und läßt sich nur zum Schein überreden. Als dann Vittoria, seine Gemahlin, ihn auch zum Abfall überreden will, sagt er ihr, was er, als tiefes Geheimnis, jedermann verschwiegen hat: seinem Leben ist ein naheß Ziel gesetzt, denn in der Schlacht bei Pavia hat er den Todesstoß erhalten. Er sagt ihr auch, daß ihm im Angesicht des Todes, nachdem er edlen Ruhm errungen, nichts Irdisches mehr wichtig erscheine, nur seine Ehre wolle er bis ans Ende rein und unbeschleckt erhalten. Es ist ihm noch vergönnt, das verräterische Mailand für den Kaiser zu erobern, dann schläft er friedlich auf dem Herzogstrone ein, in dem Bewußtsein, die Arbeit seines Lebens in Ehren vollführt zu haben. — Auch „Angela Borgia“ gehört zu Meyers besten Dichtungen. Unter den kurzen Novellen ragen hervor „Gustav Adolfs Page“, „Das Leiden eines Knaben“ u. a. Balladenartige Gedichte von Meyer sind „Das Glöcklein“, „Der Kaiser und das Fräulein“, „Bettlerballade“ u. a.

Meyer ist ein scharfer Selbstkritiker, was er in dem Gedichte „Fülle“ in folgenden einfachen Worten äußert: „Genug kann nie und nimmermehr genügen.“ Und das dürfen wir doch nicht vergessen — gerade sein „nicht genügen“ bedeutet für uns „höchste Fülle“.

Ewig jung ist nur die Sonne.

Heute fanden meine Schritte mein vergeßnes Jugendtal,
Seine Sohle lag verödet, seine Berge standen fahl.
Meine Bäume, meine Träume, meine buchendunkeln Höh'n —
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.

Drüben dort in schilf'gem Grunde, wo die müde Rache liegt,
Hat zu meiner Jugendstunde sich lebend'ge Flut gewiegt,
Durch die Heiden, durch die Weiden ging ein wandernd Herd-
getön —

Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.

Einem Tagelöhner.

Lange Jahre sah ich dich
Führen deinen Spaten,
Und ein jeder Schaufelstich
Ist dir wohl geraten.

Nie hat dir des Lebens Flucht
Bang gemacht, ich glaube —
Sorgtest für die fremde Frucht,
Für die fremde Traube.

Nie gelodert hat die Glut
Dir in eignem Herde,
Doch du fußttest fest und gut
Auf der Mutter Erde.

Nun hast du das Land erreicht,
Das du fleißig grubest,
Raste dir die Scholle leicht,
Die du täglich hubest!

Aus „Huttens letzte Tage“.

Das Hütlein.

Es war in Brüssel vor dem Ständehaus.
Die Sage ging: „Der Kaiser reitet aus!“

Noch hatt' ich nie das junge Haupt geschaut,
Dem wir des Reiches höchstes Amt vertraut.

Ein edel Roß ist uns're Zeit. Es stampft.
 Es wiehert mutig. Seine Rüster dampft.
 Ob er die Zügel klug und kühn ergreift?
 Ob er's bewältigt? Ob's ihn wirft und schleift?
 Da wir Poeten abergläubisch sind,
 Erbach't' ich ein Orakel mir geschwind:
 Für diesen Kaiser gelte fort und fort
 Das erste seinem Mund entfallne Wort!
 Er kam. Ein Hüttlein trug er, meiner Treu,
 Mit Reiherfedern, funkelnagelneu!
 Der Himmel macht' ein mißvergnügt Gesicht,
 Und frug sich selber: Regn' ich oder nicht?
 Jetzt klatschten Tropfen auf das Pflaster her,
 Der Kaiser fürchte seine Stirne schwer
 Und lugte sorgend zu den Wolken auf.
 „Mein altes Hüttlein!“ rief er, „Kämmrer, lauf!“
 Ich aber sprach zu mir: Das wird nicht gut!
 Sein erster Ruf geht nach dem alten Hut.

Luther.

Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
 Je mächt'ger rührt er uns're Menschlichkeit.
 Der selber ich der Zelle früh entsprang,
 Mir graut, wie lang der Luther drinnen rang!
 Er trug den Kampf in banger Brust verhüllt,
 Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt.
 Er brach in Todesnot den Klosterbann —
 Das Große tut nur, wer nicht anders kann!
 Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch,
 Und fest umklammert er sein Bibelbuch.
 In seiner Seele kämpft, was wird und war,
 Ein keuchend hart verschlungen Ringerpaar.
 Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet —
 Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht!

Der Schmied.

Am Ufer drüben seh' aus einem Schlot
Ich lust'ge Funken wirbeln purpurrot,

Und Schmied und Amboss kommt mir in den Sinn,
Davor ich einst erstaunt gestanden bin.

Als ein vom Weg Verirrter macht' ich Halt;
Es war um Mitternacht im schwarzen Wald.

Ein riesenhafter Schmied am Amboss stand
Und hob den Hammer mit berußter Hand.

Zum ersten schlug er nieder, daß es scholl
Ringsum im nächt'gen Forst geheimnißvoll,

Und rief: „Mach', erster Streich, den Teufel fest,
Daß ihn die Hölle nicht entfahren läßt!“

Den Hammer er zum andern Male hob,
Den Amboss schlug er, daß es Funken stob,

Und schrie: „Triff du den Reichsfeind, zweiter Schlag,
Daß ihn der Fuß nicht fürder tragen mag!“

Den Hammer hob er noch zum drittenmal,
Der niederfuhr wie blanker Wetterstrahl,

Und lachte: „Schmiede, dritter, du die Treu
Und uns're alte Kaiserkrone neu!“

W i n t e r n a c h t.

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
still und blendend lag der weiße Schnee.
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
bis sein Wipfel in dem Eis gefror;
an den Ästen klonn die Nix' herauf,
schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,
 das die schwarze Tiefe von mir schied;
 dicht ich unter meinen Füßen sah
 ihre weiße Schönheit Glied um Glied.

Mit ersticktem Jammer tastet' sie
 an der harten Decke her und hin,
 ich vergeß' das dunkle Antlitz nie,
 immer, immer liegt es mir im Sinn!

Der Taugenichts.

Die ersten Beilchen waren schon
 erwacht im stillen Tal;
 ein Bettelpack stellt' seinen Thron
 ins Feld zum erstenmal.
 Der Alte auf dem Rücken lag,
 das Weib, das wusch am See;
 bestaubt und unrein schmolz im Hag
 das letzte Häuflein Schnee.

Der Vollmond warf den Silberschein
 dem Bettler in die Hand,
 bestreut' der Frau mit Edelstein
 die Lumpen, die sie wand;
 ein linder West blies in die Blut
 von einem Dorngeflecht,
 drauf kocht' in Bettelmannes Hut
 ein sündengrauer Hecht.

Da kam der kleine Betteljung',
 vor Hunger schwach und matt,
 doch glühend in Begeisterung
 vom Streifen durch die Stadt,
 hielt eine Hyazinthe dar
 in dunkelblauer Lust;
 dicht drängte sich der Kelchlein Schar,
 und selig war der Duft.

Der Vater rief: „Wohl hast du mir
 viel Pfennige gebracht?“
 Der Knabe rief: „O sehet hier
 der Blume Zauberpracht!“

Ich schlich zum goldnen Gittertor,
so oft ich ging, zurück,
bedacht nur, aus dem Wunderflor
zu stehlen mir dies Glück!

O sehet nur, ich werde toll,
die Glücklein alle an!
Ihr Duft, so fremd und wundervoll,
hat mir es angetan!
O schlaget nicht mich armen Wicht,
laßt euren Stecken ruhn!
Ich will ja nichts, mich hungert nicht,
ich will's nicht wieder tun!"

"O wehe mir geschlagenem Tropf!"
brach nun der Alte aus,
„mein Kind kommt mit verrücktem Kopf,
anstatt mit Brot nach Haus!
Du Taugenichts, du Tagedieb
und deiner Eltern Schmach!"
Und rüstig langt er Hieb auf Hieb
dem armen Jungen nach.

Im Zorn fraß er den Hecht, noch eh'
der gar gesotten war,
schmiß weit die Gräte in den See
und stülpt' den Filz aufs Haar.
Die Mutter schmält' mit sanftem Wort
den mißgeratnen Sohn,
der warf die Blume zitternd fort
und hinkte still davon.

Es perlte seiner Tränen Fluß,
er legte sich ins Gras
und zog aus seinem wunden Fuß
ein Stücklein scharfes Glas.
Der Gott der Taugenichtse rief
der guten Nachtigall,
daß sie dem Kind ein Liedchen pfeif
zum Schlaf mit süßem Schall.

§ 12. Der Naturalismus.

Die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts brachten auf literarischem Gebiete eine bemerkbare Umwälzung. Wissenschaftlich war die Bewegung vorbereitet durch den Positivismus ¹⁾ des Franzosen August Comte (1798—1875), den Industrialismus ²⁾ des Engländer's Herbert Spencer (1820—1903), des Begründers der modernen Evolutionsphilosophie, und vor allem der gesamte Aufschwung der Naturforschung, besonders die Darwinsche Lehre. Die Phantasie wurde beiseite geschoben, die einzelne Tatsache allein schien der Beachtung wert; die Poesie verlor den Rang als verklärende, läuternde, befreiende Kunst, sie wurde wissenschaftlich. Dazu kam die Entwicklung des sozialistischen Gedankens, der Aufstieg des Proletariats. Die Lebensbedingungen des unteren Standes änderten sich infolge der Ausgestaltung der Maschinenteknik, die die Arbeiter in den Fabriken einander näher brachte und zur gemeinsamen Verteidigung ihrer Interessen anregte. In ihren Dienst stellte sich nun bereitwillig die neue Kunst, die eines ihrer Hauptziele nunmehr in der „Armeleutenmalerei“ erblickte. An die Stelle der aristokratischen Wahl von Motiven und Stoffen trat die demokratische. Scheu wurden die Paläste und Burgen gemieden; die Hütte, die Werkstatt, die Katakomben der Großstadt löste sie ab.

Unter den Dichtern hat dem Naturalismus der realistische französische Romanschriftsteller Honoré de Balzac (1799—1850) die erste Bahn gebrochen. Der eigentliche Begründer des Naturalismus ist jedoch der Franzose Emile Zola (1840—1902). „Der Naturalismus,“ sagt Zola, „ist nicht meine Erfindung; er ist die Erfindung des Jahrhunderts, er wirkt in der Gesellschaft, in der Literatur und Kunst, im politischen Leben.“ Außer den Franzosen haben besonders die Russen und Skandi-

¹⁾ Philosophische Richtung, welche sich an dem bereits Feststehenden (Positiven) genügen läßt.

²⁾ Das Vorherrschen der Gewerbstätigkeit in einem Lande.

nabier auf die deutsche Literatur eingewirkt. Gerh. Hauptmann z. B. hat selbst erklärt, daß sein „Vor Sonnenaufgang“ von Tolstois „Macht der Finsternis“ beeinflusst sei. Maxim Gorki (geb. 1869), der Schöpfer des neuen Bagabudentypus, der Schilderer des russischen Großstadtelends, hat den Naturalismus bis zu Ende sozialisiert. Man beschränkte sich aber in Deutschland meist damit, die Russen zu übersetzen, während man den nordischen Vorbildern, Björnsterne Björnson (1832—1910) und Henrik Ibsen (1828—1906) folgte.

Im Vordergrund der gesellschaftlichen Probleme stand naturgemäß der Begriff der Familie, die Frage des alleinstehenden Weibes. Die Frau verzichtete darauf, das Spielzeug, die Puppe ihres Mannes zu sein, wie Ibsens „Nora“ zeigt, sie verlangt nach Freiheit, Tätigkeit und festen Lebensgrundsätzen. Das Verhältnis zwischen Kindern und Eltern gewann Bedeutung und weitreichende Auswirkung, schon infolge der Motive der Vererbung und des Milieus. Das waren die gegebenen Ausgangspunkte für naturalistisch lohnende Konflikte.

Die naturalistische Dichtung in Deutschland nimmt im vorletzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts folgende typische Gestalt an: Der Stoff ist der Gegenwart entnommen, die Ereignisse spielen sich, wie schon erwähnt, in den niederen Kreisen des Volkes ab. Die Ereignisse sind meist nur Mittel zur Zeichnung der Charaktere, die wiederum nur Erzeugnisse ihres „Milieus“ sind. Bevorzugt werden abnorme Charaktere, besonders krankhafte. Die Sprache ist die des täglichen Lebens: die Sätze sind abgehackt, oft nicht zu Ende gesprochen, grammatistische Fehler, falsche Wortstellungen, wie sie eiliges Leben mit sich bringt, sind zulässig, der Ausdruck ist ungewählt, auf der Bühne soll die Aussprache unsorgfältig sein, was oft durch eine phonetische Rechtschreibung angedeutet wird.

Es ist augenscheinlich, daß eine solche naturalistische Dichtung ohne die vorhergegangene *r e a l i s t i s c h e* unmöglich ge-

wesen wäre; sie ist die denkbar weiteste Entfernung vom klassisch-romantischen Kunstideal. Auch der Realismus will Wirklichkeit, aber er ist sich bewußt, daß er aus derselben eine Auswahl treffen und sie so darstellen muß, wie sie das Auge des Künstlers sieht. Der Naturalismus aber will einen lückenlosen Abklatsch der Wirklichkeit, bei dem die Eigenart des Künstlers ausgeschieden sein soll. Der Realist stellt den Menschen so dar, wie es der Maler im künstlerischen Porträt tut, der Naturalist photographiert.

Über den Schwächen des Naturalismus dürfen wir aber nicht seine Verdienste und die Bedeutung dieser Bewegung übersehen. Diese Bedeutung lag in der Beurteilung der oberflächlichen, unwahren Behandlung gesellschaftlicher und sittlicher Stoffe, in der Erweiterung der Ziele und Stoffgebiete des Dramas, im Streben nach scharfer Beobachtung der Wirklichkeit, das Eindringen in die Welt der Armen und Bedrückten, nach vertiefter Milieuzeichnung, endlich in der Verschärfung der Feinhörigkeit für das Naturechte und besonders in der gerechten Würdigung der älteren Realisten Hebbel und Ludwig. — Seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gewann der Dichterphilosoph Friedrich Nietzsche durch seine Werke mächtigen Einfluß auf die Schriften des „Jüngsten Deutschland“. Nietzsches Lebensinhalt war die Kritik der heutigen Kultur, der leidenschaftliche Kampf gegen alle Hemmnisse, die der Einzelmensch durch die Kultur erfährt.

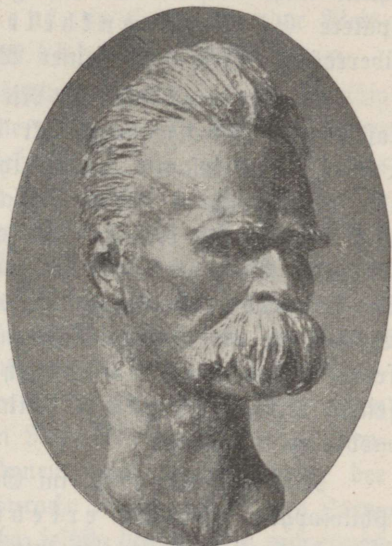
Friedrich Nietzsche (1844—1900).

Friedrich Nietzsche, geb. zu Röcken bei Lützen als Sohn eines Pastors, studierte in Bonn und Leipzig klassische Philologie, wurde 1869 als Professor nach Basel berufen, mußte sich aber 1879 krankheits halber pensionieren lassen. Er lebte seitdem im Winter meist an der Riviera ¹⁾, im Sommer im

¹⁾ Küstenstrich am Golf von Genua, von Nizza bis Spezzia.

Engadin ¹⁾. Anfang 1889 erkrankte er an Paralyse. Er wurde dann bis zu seinem Tode von seiner Mutter in Naumburg a./S., seit 1897 in Weimar gepflegt und starb 1900 daselbst in der Villa Silberblick, die seine Schwester, Frau Elisabeth Nietzsche-Förster, später zu einem Nietzsche-Archiv einrichtete.

Jeder große Philosoph ist notwendigerweise zugleich auch Dichter. — Am meisten Dichter, am wenigsten wissenschaftlicher Philosoph im herkömmlichen Sinn war Friedrich Nietzsche. Infolgedessen hat auch kein Philosoph so stark und nachhaltig auf die literarische Generation seiner Zeit gewirkt. Er ist der große *Ahnherren* der deutschen „Moderne“, und mächtige Anregungen haben die Dichter aller Nationen, vor allem die Franzosen,



Italiener und Russen von ihm empfangen. Das Ziel seiner Philosophie war die Umwertung aller sittlichen Werte: schärfste Ablehnung der christlichen und bürgerlichen Moral, des imperialistisch-militaristischen Staatenwesens, des Bildungsphilisters, der materialistisch-kapitalistischen „Unkultur“ usw. Indem er in dem „Übermenschen“ ein höchstes sittliches Ideal aufstellte und das Recht des Stärkeren über den Schwächeren verkündete, unterschied er eine „Herrenmoral“ von der „Skavenmoral“ und erhoffte so eine Vervollkommenung der Welt. Nietzsche wurde von vielen miß-

1) Alpental im süddöstl. Graubünden, vom Inn durchflossen, 18 M. lang.

verstanden. Einzelne seiner Begriffe, vor allem der des „Übermenschen“ wurden bis zur Unkenntlichkeit verdreht und verstümmelt. Zahlreiche erbitterte Gegner — Theologen, politische Würdenträger u. a. — klammerten sich an verschiedene, von ihnen nicht verstandene Schlagworte und führten sogar die spätere Geisteskrankheit des Philosophen gegen die überragende Bedeutung seiner Werke ins Feld.

Als Sprachschöpfer hat Nietzsche für die letzten Jahrzehnte fast ebenso umwälzend gewirkt wie vor 400 Jahren Martin Luther. Der gesamte neue lyrische wie epische Stil ist auf ihn zurückzuführen. Der Schlagkraft, Geschmeidigkeit, Fülle und Melodie der deutschen Sprache hat er den Weg gebahnt. Ein ungeahnter Reichtum neuer Wortbildungen, kühner treffender Vergleiche, anmutiger Wendungen ergoß sich aus seinen Werken in die deutsche Dichtung und Umgangssprache. Die freien Rhythmen seiner lyrischen Gedichte, das Tempo seiner Aphorismen¹⁾ bestimmten den Takt des gesamten modernen Ausdrucks.

Nietzsches Lehre ist im Gegensatz zu der aller übrigen Philosophen dämonisch erlebt und schwer erlitten; schon dies allein stellt ihn mit den Genies der Dichtkunst in eine Reihe. Sein erschütterndes Bekenntnis „Also sprach Zarathustra²⁾“ ist vielleicht das gewaltigste Gedicht in Prosa, das die Weltliteratur seit Jahrhunderten hervorgebracht hat, das Helden Gedicht der modernen deutschen Dichtung. Es ist der Traum eines von der Wahrheit seiner Erkenntnis überzeugten Philosophen, ein brausender Hymnus an das Leben mit seiner furchtbarsten Not und höchsten Lust.

1) Abgerissene, spruchähnliche Lehrsätze.

2) Zarathustra, ein persischer Weiser, besser bekannt unter dem Namen Zoroaster, Religionsstifter und Prophet, der sich von den Menschen in die tiefste Einsamkeit zurückzog und sich dort in seine Gedankenwelt vertiefte.

Zarathustra und Nietzsche, zeitlich und räumlich voneinander getrennt, sind in der Seele eins. Daher ist dieses Werk auch der Inbegriff alles dessen, was Nietzsche der Menschheit zu sagen hat; fast alle seine früheren Gedanken kristallisieren sich darin in poetischer Form, finden ihre Einheit in der Gestalt des „Übermenschen“, in tiefer, tönender Weisheit erklingt die Lehre von dem höheren Menschen.

„Als Zarathustra“ — so beginnt die Dichtung — „dreißig Jahre alt war, verließ er seine Heimat und den See seiner Heimat und ging in das Gebirge. Hier genoß er seines Geistes und seiner Einsamkeit und wurde dessen zehn Jahre nicht müde. Endlich aber verwandelte sich sein Herz.“ — Eines Morgens faßt er den Entschluß, wieder hinaufzusteigen zu den Menschen und ihnen von seinem Geiste zu geben. Und nun beginnt Zarathustras Wanderung und das Verkünden seiner Weisheit unter den Menschen, die Reden Zarathustras. Es ist ein Wirbel von Bildern und Gleichnissen, von deren buntem Reichtum und lyrischem Reize ein paar Beispiele ebensowenig eine Ahnung geben können, wie von dem Geiste der ganzen Dichtung. Was die Sprache und den Stil des Zarathustra betrifft, so hat Nietzsche selbst darauf wie auf etwas Einzigartiges gewiesen. „Mein Stil,“ sagt er, „ist ein Tanz; ein Spiel der Symmetrien aller Art und ein Überspringen und Verspotten dieser Symmetrien. Das geht bis in die Wahl der Vokale.“

Aus „Also sprach Zarathustra“.

Das Nachtlieb.

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erst erwachen alle Vieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Vied eines Liebenden.

Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir; das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe.

Nicht bin ich: ach, daß ich Nacht wäre! Aber dies ist meine Einsamkeit, daß ich von Nicht umgürtet bin.

Ach, daß ich dunkel wäre und nächtig! Wie wollte ich an den Brüsten des Nichts saugen!

Und euch selber wollte ich noch segnen, ihr kleinen Funkelsterne und Leuchtwürmer droben! — und selig sein ob eurer Nicht-Geschenke.

Aber ich lebe in meinem eignen Nichte, ich trinke die Flammen in mich zurück, die aus mir brechen.

Ich kenne das Glück des Nehmenden nicht; und oft träumte mir davon, daß Stehlen noch seliger sein müsse als Nehmen.

Das ist meine Armut, daß meine Hand niemals ausruht vom Schenken; das ist mein Neid, daß ich wartende Augen sehe und die erhellten Nächte der Sehnsucht.

O Unseligkeit aller Schenkenden! O Verfinsterung meiner Sonne! O Begierde nach Begehren! O Heißhunger in der Sättigung! Sie nehmen von mir: aber rühre ich noch an ihre Seele? Eine Kluft ist zwischen Geben und Nehmen: und die kleinste Kluft ist am letzten zu überbrücken.

Ein Hunger wächst aus meiner Schönheit: wehe tun möchte ich denen, welchen ich leuchte, berauben möchte ich meine Beschenkten: — Also hungere ich nach Bosheit.

Die Hand zurückziehen, wenn sich schon ihr die Hand entgegenstreckt; dem Wasserfalle gleich zögernd, der noch im Sturze zögert: — also hungere ich nach Bosheit.

Solche Rache sinnt meine Fülle aus: solche Tücke quillt aus meiner Einsamkeit.

Mein Glück im Schenken erstarb im Schenken, meine Tugend wurde ihrer selber müde an ihrem Überflusse!

Wer immer schenkt, dessen Gefahr ist, daß er die Scham verliere; wer immer austeilt, dessen Hand und Herz hat Schwielen vor lauter Austeilen. Mein Auge quillt nicht mehr über vor der Scham der Bittenden; meine Hand wurde zu hart für das Zittern gefüllter Hände.

Wohin kam die Träne meinem Auge und der Thaum meinem Herzen? O Einsamkeit aller Schenkenden! O Schweigsamkeit aller Leuchtenden! Viel Sonnen kreisen im öden Raum: zu allem, was dunkel ist, reden sie mit ihrem Lichte, — mir schweigen sie.

Oh, dies ist die Feindschaft des Lichtes gegen Leuchtendes: erbarmungslos wandelt es seine Bahnen.

Unbillig gegen Leuchtendes im tiefsten Herzen, kalt gegen Sonnen, — also wandelt jede Sonne.

Einem Sturme gleich fliegen die Sonnen ihre Bahnen, das ist ihr Wandeln. Ihrem unerbittlichen Willen folgen sie, das ist ihre Kälte.

Oh, ihr erst seid es, ihr Dunkeln, ihr Mächtigen, die ihr Wärme schafft aus Leuchtendem! Oh, ihr erst trinkt noch Milch und Labfal aus des Lichts Eutern!

Ach, Eis ist um mich, meine Hand verbrennt sich am Eisigen! Ach, Durst ist in mir, der schmachtet nach eurem Durste!

Nacht ist es: nun bricht wie ein Born aus mir mein Verlangen — nach Rede verlangt mich.

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden. —

Also sang Zarathustra.

Verein sam t.

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein —
Wohl dem, der jetzt noch — Heimat hat!

Nun stehst du starr,
Schaust rückwärts, ach! wie lange schon!
Was bist du Narr
Vor Winters in die Welt entflohn?

Die Welt — ein Tor
 Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
 Wer das verlor,
 Was du verlorst, macht nirgends Halt.

Nun stehst du bleich,
 Zur Winter-Wanderschaft verflucht,
 Dem Raume gleich,
 Der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg, Vogel, schnarr
 Dein Lied im Wüstenvogel-Ton! —
 Versteck, du Narr,
 Dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrein
 Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
 Bald wird es schnein, —
 Weh dem, der keine Heimat hat!

Nach neuen Meeren.

Dorthin — will ich; und ich traue
 Mir fortan und meinem Griff.
 Offen liegt das Meer, ins Blaue
 Treibt mein Genueser Schiff.

Alles glänzt mir neu und neuer,
 Mittag schläft auf Raum und Zeit —:
 Nur dein — ungeheuer
 Blickt mich's an, Unendlichkeit!

Sternenmoral.

Vorausbestimmt zur Sternenbahn,
 Was geht dich, Stern, das Dunkel an?

Roll selig hin durch diese Zeit!
 Ihr Elend sei dir fremd und weit!

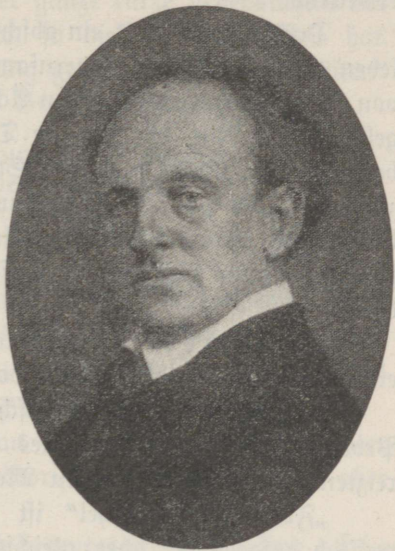
Der fernsten Welt gehört dein Schein:
 Mitleid soll Sünde für dich sein!

Nur ein Gebot gilt dir: sei rein!

Aufgeschossen aus dem fruchtbaren Boden des Naturalismus, rasch und unaufhaltsam vordringend und sich bereichernd und vervollkommnend, alle andern hinter sich lassend ist der größte deutsche Dramatiker der Gegenwart

Gerhart Hauptmann,

geb 1862 zu Obersalzbrunn in Schlesien als Sohn eines Gastwirthes. Er besuchte daselbst die Dorfschule und dann die Realschule bis zur Quarta. Zuerst wollte er Landwirt werden, ging aber, von 1880 an, fast 2 Jahre lang auf die Kunstschule zu Breslau. Darauf wandte er sich nach Jena, wo er mit besonderer Erlaubnis des Großherzogs ein Jahr lang an der Universität studierte. 1883 unternahm er eine längere Seereise nach



Frankreich, Spanien und Italien. In Rom richtete er sich ein Bildhaueratelier ein, mußte aber aus Gesundheitsrücksichten nach Deutschland zurückkehren. Er hielt sich nun in Dresden, seit 1885 in Berlin und später in dem Berliner Vorort Erkner auf. 1905 wurde er von der Universität Oxford zum Ehrendoktor ernannt. Auch von deutschen Universitäten erhielt er den Ehrendoktor, aus Schweden den literarischen Nobelpreis. Lebt in Schreiberhau.

Hauptmann verkehrte im Kreise der Berliner Naturalisten; Holz (von ihm wird später die Rede sein) wurde sein Wegweiser zum konsequenten Naturalismus und diese Richtung schlug er nun ein. 1889, also in einer

Zeit, wo in Frankreich der Naturalismus schon überwunden war, wird Hauptmanns erstes naturalistisches Drama „Vor Sonnenaufgang“ in Berlin aufgeführt, Stürme der Begeisterung bei den Jungen, des Abscheus bei den Alten erweckend.

Das Drama malt ein abschreckendes Bild von dem Vasterleben einer schlesischen Bauernfamilie, die durch die Auffindung von Kohlenlagern unter ihren Äckern über Nacht zum Reichtum gelangt ist. Nur die jüngere Tochter hat sich ihre Reinheit bewahrt und glaubt in einem Sozialisten den Mann gefunden zu haben, der sie aus dem Sumpfe rettet. Aber Both scheut die Heirat, da er Helenens erbliche Belastung durch den trunksüchtigen Vater fürchtet; er entfernt sich und Helene geht in den Tod.

Im „Friedensfest“ stellt der Dichter die Zerrüttung einer Familie auf dem Sumpfboden einer verfehlten Ehe dar.

In den „Einsamen Menschen“ gestaltete Hauptmann das Problem vom Untergang eines begabten, aber nervös überreizten und willensschwachen Mannes zwischen zwei Frauen.

„Fuhrmann Henschel“ ist eine wahr empfundene, vortrefflich aufgebaute, aber gleichfalls düstere Tragödie, in der der Dichter wieder dem krassesten Naturalismus huldigt.

„Rose Berndt“, die Gretchentragödie eines Bauernmädchens.

In der Diebskomödie „Der Biberpelz“ schuf Hauptmann sein bestes naturalistisches Lustspiel. Im Mittelpunkt steht die Waschfrau „Mutter Wolffen“, die von einem beschränkten, streberhaften Amtsvorsteher für ein Musterbild der Ehrlichkeit gehalten wird, die aber, da rechtliche Arbeit zu wenig abwirft, mit größter Selbstverständlichkeit ihre Diebereien ausführt.

In der ergreifenden Kinderkomödie „Hanneles Himmelfahrt“ entrücken uns die Fieberträume des gemarterten Kindes aus der dumpfen Atmosphäre verkommener, im Armenhause lebender Menschen in die Phantasien des sich dem Erlösungs-

tode entgegenträumenden Hannele: der böse Stiefvater wird bestraft, der gute Lehrer wird zur Christusgestalt, die Engel erscheinen der Sterbenden als Gottes Boten, um sie in den ganz kindlich gedachten Himmel zu führen. Wunderbar spricht aus diesen Fieberphantasien der ganze kurze Lebensinhalt des Kindes, das so viel Leid erlebt, so viel Freude ersehnt hat. In dieser einzig schönen Dichtung gelangen dem „Naturalisten“ so wundervolle Verse, wie der Gruß der Engel:

Wir führen am Saum unsrer Kleider
ein erstes Dufte des Frühlings;
es blühet von unseren Lippen
die erste Röte des Tages.

Außerordentlich poetisch ist auch das Mächdendrama „Die versunkene Glocke“, welches das tragische Geschick des einsamen Künstlers darstellen soll, der zwischen den Gegensätzen Ideal und Leben, Sitte und Natur zugrunde geht.

In dem Drama „Florian Geiger“ wollte der Dichter das Naturalistische mit dem Historischen verbinden, erlitt aber damit einen Mißerfolg.

Hauptmanns größtes und bedeutendstes Werk sind „Die Weber“, das er im engsten Anschluß an die Wirklichkeit (schlesischer Aufstand 1844) schuf. In diesem gewaltigen Stück entwirft er ein ergreifendes Bild sozialer Not und menschlicher Verkommenheit. Es ist seinem Vater, der auch von Webern abstammte, gewidmet.

Auch in Prosa hat Hauptmann verschiedenes geschaffen. Ein seltsamer Roman ist „Der Narr in Christo Emanuel Quint“, ein in klümmlichen Verhältnissen, in Not und unter Schlägen aufgewachsener Tischlersohn ist ein Gottsucher, und er glaubt Gott zu finden, indem er dem Heiland gleich zu werden sucht.

Ein Meisterwerk epischer Kunst ist „Der Keger von Soana“. — In dem Roman „Atlantis“ bildet den Mittel-

punkt der Handlung der Untergang des Postdampfers „Roland“ (1892).

Das letzte Wort über Hauptmann zu sprechen, wird dem lebenden Geschlecht nicht möglich sein — scheint doch noch nicht einmal seine dichterische Entwicklung abgeschlossen. Sehen wir uns aber unter den Dichtern der Gegenwart, d. h. denen um, die ungefähr seines Alters sind, so finden wir keinen, den er nicht überragte. Hauptmanns Stücke gehen über die Bühnen aller großen Staats- und Stadttheater und sind heimisch in der fernsten Provinz, bis weit hinein ins Ausland. Fremde Nationen räumen ihnen den gebührenden Platz in der Weltliteratur ein. Gerhart Hauptmann spricht zum Volke, ohne zu predigen, ohne zu heizen; mehr aber noch als zum Volke spricht er für die, welche innerhalb des Volkes den ewig einsamen Einzelnen suchen.

Die Weber ¹⁾.

Schauspiel aus den vierziger Jahren.

Erster Akt.

Ein geräumiges Zimmer in Dreißigers Haus zu Peterswaldau. Der Raum, wo die Weber das fertige Gewebe abzuliefern haben.

Es ist ein schwüler Tag gegen Ende Mai. Die Uhr zeigt zwölf.

Kassierer Neumann (Geld aufzählend). Bleibt sechzehn Silbergroschen zwei Pfennig.

Erste Weberfrau (dreißigjährig, sehr abgezehrt, streicht das Geld ein mit zitternden Fingern). Sind Sie bedankt.

Neumann (als die Frau stehen bleibt). Nu? stimmt's etwa wieder nich?

Erste Weberfrau (bewegt, flehentlich). A paar Fenniche uf Vorschuß ich doch hätte so neetig.

¹⁾ Eine von Mag. phil. B. Bokowneff in hochdeutscher Sprache verfaßte Schulausgabe Der Hauptm. „Weber“ ist im Sommer 1926 erschienen und bietet die Möglichkeit, das Drama in wenig gekürzter Form kennen zu lernen.

Neumann. Ich hab a paar hundert Taler neetig. Wenn's uss Neetighaben ankäm' —! (Schon mit Auszahlen an einen andern Weber beschäftigt, kurz). Über den Vorschuß hat Herr Dreißiger selbst zu bestimmen.

Erste Weberfrau. Kennt ich da vielleicht amal mit'n Herren Dreißiger selber red'n?

Expedient Pfeifer (ehemaliger Weber. Das Typische an ihm ist unverkennbar; nur ist er wohlgenährt, gepflegt, gekleidet, glatt rasiert, auch ein starker Schnupfer. Er ruft barsch herüber). Da hätte Herr Dreißiger weiß Gott viel zu tun, wenn er sich um jede Kleinigkeit selber bekümmern wollte. Dazu sind wir da. (Er zirkelt und untersucht mit der Lupe). Schwerenot! Das zieht. (Er packt sich einen dicken Schal um den Hals). Macht de Tiere zu, wer 'rein kommt.

Der Lehrling (laut zu Pfeifer). Das is, wie wenn man mit Klezen red'te.

Pfeifer. Abgemacht! — Wage! (Der Weber legt das Webe auf die Wage). Wenn Ihr doch Eure Sache besser verstehn tät't.

Bäcker (ist gekommen. Ein junger, ausnahmsweise starker Weber, dessen Gebahren ungezwungen, fast frech ist. Pfeifer, Neumann und der Lehrling werfen sich bei seinem Eintritt Blicke des Einvernehmens zu). Schwere Not ja! Da soll eener wieder schwiß'n wie a Laugensack.

Erster Weber (halblaut). 's sticht gar sehr nach Regen.

Der alte Baumert (drängt sich durch die Glastür rechts. Hinter der Tür gewahrt man die Schulter an Schulter gedrängt, zusammengepfercht wartenden Weberkleute. Der Alte ist nach vorn gehumpelt und hat sein Pack in der Nähe des Bäckers auf die Bank gelegt. Er setzt sich daneben und wischt sich den Schweiß). Hier is 'ne Ruh verdient. Guten Tag ooch, Bäcker!

Bäcker. Tag ooch, Vater Baumert! Ma' muß wieder lauern wer weeiß wie lange!

Erster Weber. Das kommt nich druf an. A Weber wart't an' Stunde oder an'n Tag. A Weber is auch 'ne Sache.

Pfeifer. Gebt Ruhe dahinten! Man versteht ja sein eigenes Wort nich. (Zu dem vor ihm stehenden Weber.) Wie oft

hab ich's Euch schon gesagt! Besser putzen sollt Er. Was is denn das für 'ne Schlauderei? Hier sind Klunkern drinne, so lang wie mei' Finger, und Stroh und allerhand Dreck.

Vehrling (hat das Webe gewogen). 's fehlt auch am Gewicht.

Pfeifer. Eine Sorte Weber is hier so — schade fier jede Kette, die man ausgibt. O Jes's zu meiner Zeit! Mir hätt's woll mei' Meister angestrichen! Dazumal da war das noch a ander Ding um das Spinnwesen. Da mußte man noch sein Geschäft verstehn. Heute da is das nich mehr neetig. — Reimann zehn Silber Groschen.

Weber Reimann. E' Fund wird doch gerech'nt uf Abgang.

Pfeifer. Ich hab' keine Zeit. Abgemacht. Was bringt Ihr?

Weber Heiber (legt sein Webe auf. Während Pfeifer untersucht, tritt er an ihn und redet halblaut und eifrig in ihn hinein). Sie werden verzeihen, Herr Feifer, ich meecht Sie gebet'n hab'n, ob Se vielleicht wollt'n so gnädig sein und wollt'n mir den Gefall'n tun und ließen mir a Vorschuß diesmal nich abrechn! Ich wollt's ja gerne uf de neue Woche gleiche mach'n. Vergangne Woche hatt ich bloß zwee Hostage uf'n Dominium zu leisten. Dabei liegt meine Frau krank...

Pfeifer (das Stück auf die Wage legend). Das is eben wieder 'ne richt'ge Schlanderarbeit. (Schon wieder ein neues Gewebe in Augenschein nehmend.) Bald breit, bald schmal! Emal hat's den Einschuß zusammengeriss'n, wer weesß wie sehr, dann hat's wieder mal 's Sperrittl auseinandergezog'n. Und auf a Zoll kaum siebzig Faden Eintrag. Wo is denn der übriche? Wo bleibt da die Reelletät? Das wär' so was!

Weber Heiber (unterdrückt Tränen, steht gedemütigt und hilflos).

Bäcker (halblaut zu Baumert). Der Packasche mecht' ma' noch Garn dazu koopen.

Erste Weberfrau (welche nur wenig vom Kassentisch zurückgetreten war und sich von Zeit zu Zeit mit starren Augen hilfesuchend umgesehen hat, ohne von der Stelle zu gehen, faßt sich ein Herz und wendet sich von neuem flehentlich an den Kassierer). Ich kann halt

balde ... ich weesz gar nich, wenn Se mir das Mal geb'n keen'n Vorschuß ... O Jesis, Jesis.

Pfeifer (ruft herüber). Paßt bloß a Herr Jesus in Frieden. Ihr habt's ja sonst nicht so ängstlich um a Herr Jesus. Paßt lieber auf Euern Mann uf, daß man sieh't'n nich alle Augenblicke hinter'm Kretschamsfenster sitz'n. Wir können kein'n Vorschuß geb'n. Wir miß'n Rechenschaft ablegen dahier. 's is auch nich unser Geld. Von uns wird's nachher verlangt. Wer fleißig is und seine Sache versteht und in der Furcht Gottes seine Arbeit verricht't, der braucht ieverhaupt nie keen'n Vorschuß nich. Abgemacht.

Neumann. Und wenn a Bielauer Weber 's vierfache Lohn kriegt, da vertut er's vierfache und macht noch Schulden.

Erste Weberfrau (laut, gleichsam an das Gerechtigkeitsgefühl aller appellierend). Ich bin gewiß ni faul, aber i kann ni mehr also fort. Und was de mei' Mann is, der is ooch bloßich halb; a (er) war bei'm Zerlauer Schäfer, aber der hat'n doch nich kenn'n von sein'n Schad'n helf'n. Viele Woch'n keen'n Schlaf in a Aug'n gehabt. 's wird auch schonn wieder gehn, wenn ich de Schwäche wieder a bissel raus krieg'n aus a Knoch'n. Aber Se miß'n halt ooch a (ein) bissel a (ein) Einsehn hab'n. (Inständig, schmeichlerisch flehend.) Sind so scheen gebet'n, bewilligen mer das Mal a paar Greschl.

Pfeifer (ohne sich stören zu lassen). Fiedler elf Silbergröschn.

Erste Weberfrau. Bloß a paar Greschl, daß m'r zu Brote komm'n. D'r Bauer borgt nischt mehr Ma' (n) hat a (ein) Häußl Kinder ...

Weber Reimann (das Geld nicht anrührend, das der Kassierer ihm aufgezählt hat). Mer hab'n doch jetzt immer dreizehntehalb Beehmen kriegt fer a (für ein) Webe.

Pfeifer (ruft herüber). Wenn's Euch nicht paßt, Reimann, da braucht Er bloß ein Wort sag'n. Weber hat's genug. Vollens solche, wie Ihr seid. Für'n volles Gewichte gibt's auch'n vollen Lohn.

Weber Reimann. Daß hier 'was fehl'n sollte an'n Gewichte ...

Pfeifer. Bringt ein fehlerfreies Stück Parchent, da wird auch am Bohn nichts fehl'n.

Weber Reimann. Daß 's hier sollte zu viel Placker (Fehler) drinne hab'n, das kann doch reen gar nich meeglich (möglich) sein.

Pfeifer (im Untersuchen). Wer gut webt, der gut lebt.

Weber Heiber (ist in der Nähe Pfeifers geblieben, um nochmals einen günstigen Augenblick abzapfen. Über Pfeifers Wortspiel hat er mitgelächelt, nun tritt er an ihn und redet ihm zu wie das erste Mal). Ich wollte Se gittichst (gütigst) gebeten hab'n, Herr Feiser, ob Se vielleicht wollt'n so barmherzig sein und rechn't 'n mir a Fimsbeehmer Vorschuß dazmal nicht ab. Meine Frau liegt schon seit d'r Gasnacht krumm im Bette. Se kann mer kee'n Schlag Arbeit nich verricht'n. Da muß ich a Spulmädel bezahl'n. Deshalb ...

Pfeifer (schnupft). Heiber, ich hab' nich bloß Euch allene abzufertig'n. Die andern woll'n auch drankommen.

Weber Reimann. So hab ich de Garn kriegt. A besser Garn, wie ich kriegt hab', kann ich nicht zurückbringen.

Pfeifer. Paßt's Euch nich, da braucht Er Euch bloß kein mehr abzuhol'n. Wir hab'n 'r genug, die sich's Veder von den Fießen dernach ablauf'n.

Neumann (zu Reimann). Wollt Ihr das Geld nich nehmen?

Weber Reimann. Ich kann mich durchaus so nich zufrieden geben.

Neumann (ohne sich weiter um Reimann zu bekümmern). Heiber zehn Silbergrroschen. Geht ab fünf Silbergrroschen Vorschuß. Bleiben fünf Silbergrroschen.

Weber Heiber (mühsam redend). Sieh doch, ich hab a (ein) krank' Mäd'el derheeme zu lieg'n. Da mecht a Fläsche Medizin sein.

Der alte Baumert. Überall hatt's was. Wo eemal 's Armut is (Wo einmal die Armut ist), da kommt ooch Unglick iever Unglick. Da is o keen Halt und keene Rettung.

Weber Heiber. Was hast d'nn da eingepackt in dem Tische (Tuche)?

Der alte Baumert. Wir sein halt gar blank derheeme (daheim). Da hab ich halt unser Hundl schlacht'n lassen. Viel is ni dran, a war o halb d'rhungert (er war so halb verhungert). 's war a klee' (ein kleines), nettes Hundl. Selber abstechen mocht ich'n nich. Ich konnt' mer eemal kee' Herze nich fass'n (Ich konnte mir einmal kein Herz fassen).

Pfeifer (hat Bäckers Webe untersucht, ruft): Bäcker dreizehntehalb Silbergröschten.

Bäcker. Das is a schäbiges Almosen, aber keen Lohn.

Pfeifer. Wer abgefertigt is, hat's Lokal zu verlassen. Wir kenn' uns vorhero nich rühren (Wir können uns vorher nicht rühren).

Bäcker (zu den Umstehenden, ohne seine Stimme zu dämpfen). Das is a (ein) schäbiges Trinkgeld, weiter nisch. Da soll eener treten vom friehen Morg'n bis in die sinkende Nacht. Und wenn man achtz'n Tage iebem Stuhle geleg'n hat, Abend fer (für) Abend wie ausgewund'n, da hat man sich glücklich dreiz'ntehalb Beehmen erschind't (erschindet — mit großer Mühe erarbeitet).

Pfeifer. Hier wird nicht gemault!

Bäcker. Vo' Jhn' laß ich mer'sch (mir das) Maul noch lange nich verbiet'n.

Pfeifer (springt mit dem Ausruf). Das mecht ich doch amal sehn! (nach der Glastür und ruft ins Kontor) Herr Dreißiger, mechten Sie amal so freundlich sein!

Dreißiger (kommt. Junger Vierziger. Fettleibig, asthmatisch, mit strenger Miene). Was — gibt's denn, Pfeifer?

Pfeifer (glupsch). Bäcker will sich's Maul nich verbieten lassen.

Dreißiger (gibt sich Haltung, wirft den Kopf zurück, fixiert Bäcker mit zuckenden Nasenflügeln). Ach so — Bäcker! — — (Zu Pfeifer.) Is das der? (Die Beamten nicken.)

Bäcker (frech). Ja, ja Herr Dreißiger! (Auf sich zeigend.) Das is der — (auf Dreißiger zeigend) und das is der.

Dreißiger. Was erlaubt sich denn der Mensch!?

Pfeifer. Dem geht's zu gutt! Der geht aso lange aufs Eis tanzen, bis a's amal versehen hat.

Dreißiger (fragt mit anscheinend geschäftsmäßiger Ruhe). Is der Bursche nicht auch dabei gewesen?

Pfeifer. Das is a Bielaue Weber. Die sind ieberall d'rbei, wo's 'n Unfug zu machen gibt.

Dreißiger (zitternd). Ich sag Euch also: passiert mir das noch einmal und zieht mir noch einmal so eine Rotte Halbbetrunkener, so eine Bande von grünen Bümmeln am Hause vorüber wie gestern abend — mit diesem niederträchtigen Liede ...

Bäcker. 's Blutgericht meenen Se woll?

Dreißiger. Er wird schon wissen, welches ich meine. Ich sag Euch also: hör ich das noch einmal, dann laß ich mir einen von Euch 'rausholen und — auf Ehre, ich spaße nicht — den übergebe ich dem Staatsanwalt. Und wenn ich 'raus bekomme, wer dies elende Machwerk von einem Liede ...

Bäcker. Das is a schee' Lied, das!

Dreißiger. Noch ein Wort und ich schicke zur Polizei! — augenblicklich. — Mit Euch Jungens wird man doch noch fertig werden. Ich bin doch schon mit ganz anderen Leuten fertig geworden.

Bäcker. Nu das will ich gloob'n. Aso a richtiger Fabrikante, der wird mit zwee-dreihundert Webern fertig, eh' man sich umsieht. Da läßt a (er) ooch noch keen' paar morsche Knochen iebbrig. Aso eener, der hat vier Mag'n wie 'ne Kuh und a Gebiß wie a Wolf: Nee, nee, da hat's nischt!

Dreißiger (zu den Beamten). Der Mensch bekommt keinen Schlag mehr bei uns.

Bäcker. O, ob ich am Webstuhle verhungere oder im Straßengrab'n, das is mir egal.

Dreißiger. Raus, auf der Stelle raus! (Raus — hinaus).

Bäcker (fest). Erst will ich mei' Lohn hab'n.

Dreißiger. Was kriegt der Kerl, Neumann?

Neumann. Zwölf Silbergroschen fünf Pfennige.

Dreißiger (nimmt überhastig dem Kassierer das Geld ab und wirft es auf den Zahltsch, so daß einige Münzen auf die Diele rollen). Da! — hier! — und nu rasch — mir aus den Augen!

Bäcker. Erscht will ich mei' Bohn hab'n.

Dreißiger. Da liegt sein Bohn; und wenn er nun nich macht, daß er raus kommt ... Es ist grade zwölf ... Meine Färber machen gerade Mittag ...!

Bäcker. Mei' Bohn geheert in meine Hand. Hieher geheert mei' Bohn. (Er berührt mit den Fingern der rechten die Handfläche der linken Hand.)

Dreißiger (zum Behrling). Heben Sie's auf, Tilgner.

Der Behrling (tut es, legt das Geld in Bäckers Hand.)

Bäcker. Das muß all's sein' richt'gen Paß gehn. (Er bringt, ohne sich zu beeilen, in einem Beutel das Geld unter.)

Dreißiger. Nu? (Als nun Bäcker sich noch immer nicht entfernt, ungeduldig.) Soll ich nun nachhelfen?

Unter den dichtgedrängten Webern ist eine Bewegung entstanden. Jemand stößt einen langen, tiefen Seufzer aus. Darauf geschieht ein Fall. Alles Interesse wendet sich dem neuen Ereignis zu.

Dreißiger. Was gibt's denn da?

Verschiedene Weber und Weberfrauen. 's is eener hingeschlag'n. — 's is a klee' hiprich Jungl. — Is 's etwa de Kränke oder was?

Dreißiger. Ja ... wie denn? Hingeschlagen? (Er geht näher.)

Alter Weber. A liegt halt da. (Es wird Platz gemacht.)

Man sieht einen achtjährigen Jungen wie tot an der Erde liegen.

Dreißiger. Kennt jemand den Jungen?

Alter Weber. Aus unserm Dorfe is a nich.

Der alte Baumert. Der sieht ja bald aus wie Heinrichs. (Er betrachtet ihn genauer.) Ja, ja! Das is Heinrichs Gustabl.

Dreißiger. Wo wohnen denn die Leute?

Der alte Baumert. Nu, oben bei uns, in Kaschbach, Herr Dreißiger. Er geht Musike machen, and am Tage da liegt a ieberrn Stuhle. Se ha'n neun Kinder, und 's zehnte is unterwegens.

Verschiedene Weber und Weberfrauen. Den Deut'n geht's gar sehr kimmerlich. — Den regnet's in de Stube. — Das Weib hat keene zwee Hemdl fer (für) die neun Burschen.

Der alte Baumert (den Jungen anfassend). Nu, Jungl, was hat's denn mit dir? Da wach' ock uf!

Dreißiger. Fast mal mit an, wir wollen ihn mal aufheben. Ein Unverstand ohnegleichen, so'n schwächliches Kind diesen langen Weg machen zu lassen. Bringen Sie mal etwas Wasser, Pfeifer! Oder Kognak, Kognak ist besser.

Bäcker (hat, von allen vergessen, beobachtend gestanden. Nun, die eine Hand an der Türklinke, ruft er laut und höhnlisch herüber). Gebt'm (gebt ihm) was zu fressen, da wird a schonn zu sich kommen. (Ab.)

Dreißiger. Der Kerl nimmt kein gutes Ende. — Nehmen Sie ihn unter'm Arm, Neumann. — Langsam... langsam... so... so... wir wollen ihn in mein Zimmer bringen. Was wollen Sie denn?

Neumann. Er hat was gesagt, Herr Dreißiger! Er bewegt die Rippen.

Dreißiger. Was — willst du denn, Jungl?

Der Junge (haucht). Mich h... hungert!

Dreißiger (wird bleich). Man versteht ihn nicht.

Weberfrau. I gloobe, a meinte...

Dreißiger. Wir werden ja sehen. Nur ja nich aufhalten. — Er kann sich bei mir aufs Sofa legen. Wir werden ja hören, was der Doktor sagt.

Dreißiger, Neumann und die Weberfrau führen den Jungen ins Kontor. Unter den Webern entsteht eine Bewegung, wie bei Schulkindern, wenn der Lehrer die Klasse verlassen hat. Man reckt und streckt sich, man flüstert, tritt von einem Fuß auf den andern, und in einigen Sekunden ist das Reden laut und allgemein.

Der alte Baumert. Ich gloob immer, Bäcker hat recht.

Mehrere Weber und Weberfrauen. A sagte ja o aso was. — Das is hier nischd neues, daß amal een'n d'r Hunger schmeißt. — Na, ieverhaupt, was den Winter erscht wer'n soll, wenn das hie aso fortgeht mit der Bohnzwickerei. — Und mit a Kartoffeln wird's das Jahr gar schlecht. — Sie wird's au' nich anderscher, bis mer alle vollens uf'n Rick'n lieg'n (bis wir alle vollends auf dem Rücken liegen.)

Der alte Baumert. Am best'n, ma macht's, wie d'r Kentwich Weber, ma' legt sich a Schleefl um a Hals un knippt sich am Webstuhle uf. Da nimm der 'ne Priße. Was trägtst denn du in dem Tiechl scheenes (in dem Tüchel schönes)?

Alter Weber. 's is bloß a bissel Perlgraupe. D'r Wag'n vom Albrichmiller fuhr vor m'r her. Da war a Sack a bissel usgeschlitz. Das kommt mir gar sehr zu passe, kannst gloob'n (glauben).

Der alte Baumert. Zweiundzwanzig Miehlen (Mühlen) sein 'm Peterschwalde, und fer unsereens fällt doch nischd ab.

Alter Weber. Ma' muß ebens a Mut nich suk'n (sinken) lass'n. 's kommt immer wieder was und hilst een' a Stickl weiter.

Weber Heiber. Ma' muß ebens, wenn d'r Hunger kommt, zu a vierzehn Nothelfern beten, und wenn ma' dader- von etwa ni satt wird, da muß ma' an' Steen ins Maul nehmen und dran lutschen. Gell, Baumert?

Dreißiger, Pfeifer und der Kassierer kommen zurück.

Dreißiger. Es war nichts von Bedeutung. Der Junge ist schon wieder ganz munter. (Erregt und pustend umhergehend.) Es bleibt aber immer eine Gewissenlosigkeit. Das Kind ist ja nur so'n Hälmchen zum umblasen. Es ist rein unbegreiflich, wie Menschen... Wie Eltern so unvernünftig sein können. Bürden ihm zwei Schock Parchent auf, gute anderthalb Meilen Wegs. Es ist wirklich kaum zu glauben. Jedenfalls wünsche ich dringend, daß so etwas nicht mehr vor-

kommt. — Auf wem bleibt's denn schließlich sitzen? Natürlich doch auf uns Fabrikanten. Wir sind an allem schuld. Der Fabrikant ist der Sündenbock; der lebt herrlich und in Freuden und gibt den armen Webern Hungerlöhne. — Daß so 'n Mann auch Sorgen hat und schlaflose Nächte, daß er hundertlei bedenken und überlegen muß und immerfort sozusagen auf Tod und Leben kämpft, daß kein Tag vergeht ohne Ärger und Verlust: darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Und was hängt nicht alles am Fabrikanten, was saugt nich alles an ihm und will von ihm leben! Nee, nee! Ihr solltet nur manchmal in meiner Haut stecken, Ihr würdet's bald genug satt kriegen. (Nach einiger Sammlung.) Wie hat sich dieser Kerl, dieser Bursche da, dieser Bäcker hier ausgeführt! Nun wird er gehen und ausposaunen, ich wäre wer weiß wie unbarmherzig. Ich setze die Weber bei jeder Kleinigkeit mir nichts dir nichts vor die Thür. Ist das wahr? Bin ich so unbarmherzig?

Viele Stimmen. Nee, Herr Dreißiger!

Dreißiger. Na, das scheint mir doch auch so. Und dabei ziehen diese Vömmels umher und singen gemeine Lieder auf uns Fabrikanten. Die Geschäfte gehen hunds miserabel, das wißt ihr ja selbst. Ich setze zu, statt daß ich verdiene. Wenn ich trotzdem dafür Sorge, daß meine Weber immer Arbeit haben, so setze ich voraus, daß das anerkannt wird. Nun hab ich gehört, daß sehr viele Weber hierum ganz ohne Arbeit sind und da . . . na, Pfeifer mag euch das weitere auseinandersetzen. — Die Sache ist nämlich die: damit ihr den guten Willen seht . . . ich kann natürlich keine Almosen auszahlen, dazu bin ich nicht reich genug, aber ich kann den Arbeitslosen Gelegenheit geben, wenigstens 'ne Kleinigkeit zu verdienen. Daß ich dabei ein immenses Risiko habe, ist ja meine Sache. — Ich denke mir halt: wenn sich ein Mensch täglich 'ne Quarkschnitte erarbeiten kann, so ist das doch immer besser, als wenn er überhaupt hungern muß. Hab ich nicht recht?

Viele Stimmen. Ja, ja, Herr Dreißiger!

Dreißiger. Ich bin also gern bereit, noch zweihundert Webern Beschäftigung zu geben. Unter welchen Umständen, wird euch Pfeifer auseinandersetzen. (Er will gehen.)

Erste Weberfrau (vertritt ihm den Weg, spricht überhastet, flehend und dringlich). Gnädiger Herr Dreißiger, ich wollte Sie halt recht freindlich gebet'n hab'n, wenn Se vielleicht . . . ich hab' halt zweimal an' Febergang gehabt.

Dreißiger (eilig). Sprecht mit Pfeifer, gute Frau, ich habe mich so schon verspätet. (Er läßt sie stehen.)

Weber Reimann (vertritt ihm ebenfalls den Weg: Im Tone der Kränkung und Anklage). Herr Dreißiger, ich muß mich wirklich beklag'n. Herr Feifer hat mer . . . Ich hab' doch fer mei' Webe jetzt immer zwölftelhalb Beehmen kriegt . . .

Dreißiger (fällt ihm in die Rede). Dort sitzt der Expedient. Dorthin wendet Euch: das ist die richtige Adresse.

Weber Heiber (hält Dreißiger auf). Gnädiger Herr Dreißiger (stotternd und mit wirrer Hast) ich wollte Se vielmal gebeten han, ob mir vielleicht . . . ob mer d'r Herr Feifer vielleicht a kenne . . . a kenne (könnte) . . .

Dreißiger. Was wollt Ihr denn?

Weber Heiber. Den Vorschuß, den ich's letztemal, ich meene, da ich . . .

Dreißiger. Ja, ich verstehe Euch wirklich nicht.

Weber Heiber. Ich war a brinkl sehr in Not, weil . . .

Dreißiger. Pfeifers Sache, Pfeifers Sache. Ich kann wirklich nicht . . . macht das mit Pfeifer aus. (Er entweicht ins Kontor. Die Bittenden sehen sich hilflos an. Einer nach dem andern tritt seufzend zurück.)

*

Im II Akt führt uns der Dichter in das häusliche Milieu der Weber und malt in krassen Farben die elenden Zustände, unter denen die armen Leute ihr Leben, das ihnen nur noch eine Last ist, fristen. — Moritz Jäger, Reservist, ein proziger, loser Gesell, der nach längerer Abwesenheit zurück ins Heimatdorf gekehrt ist, weckt durch seine Reden bei den Leuten noch mehr das Bewußtsein ihres bejammernswerten Daseins. Nachdem er ihnen aber noch das „Blutgericht“ — ein Lied, das auf die Fabrikanten, die Henker, und ihre Diener, die Schergen, gedichtet ist — vorliest, da kommt der ganze, bis jetzt

nur mit Mühe zurückgehaltene Jammer der geknechteten, gequälten Leute zum Ausbruch. Der alte Baumert, in dessen Stube die Szene sich abspielt, ruft: „Haut und Hemde. All's richtig, 's is der Armut Haut und Hemde. Hier steh ich, Robert Baumert, Webermeister von Kaschbach. Wer kann vortreten und sagen ... Ich bin ein braver Mensch geweest mei Lebe' lang, und nu seht mich an! Was hab ich davon? Wie seh ich aus? Was hab'n se aus mir gemacht? Hier wird der Mensch langsam gequält. (Er reckt seine Arme hin.) Dahier greift amal an, Haut und Knochen. Ihr Schurken, ihr Satansbrut.“

Er bricht weinend vor verzweifelttem Ingrimm auf einem Stuhl zusammen.

Ansorge (schleudert den Korb in die Ecke, erhebt sich, am ganzen Leibe zitternd vor Wut, stammelt hervor). Und das muß anderscher wer'n, sprech ich, jetzt uf der Stelle. Mir leiden's ni mehr! Mir leiden's ni mehr, mag kommen, was will.

Der Vorhang fällt.

Damit endet der zweite Akt.

*

Der III Akt spielt in der Schenkstube, in der verschiedene Leute beisammen sind, Weber und andere. Da erscheint Rutsche, ein Gendarm, und droht mit dem Gefängnisse denjenigen, die es wagen sollten, in Zukunft noch das verächtigte Lied zu singen. Die Anwesenden verspotten ihn, indem sie herausfordernd das Lied anstimmen und es dem sich entfernenden Polizisten nachsingen.

Vierter Akt.

Peterswalbau. — Privatzimmer des Parchentfabrikanten Dreißiger. Ein im frostigen Geschmack der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts luxuriös ausgestatteter Raum. Im Salon bemerkt man zwei Damen, Frau Dreißiger und Frau Pastor Kittelhaus, damit beschäftigt, Bilder zu besetzen — ferner den Pastor Kittelhaus mit dem Kandidaten und Hauslehrer Weinhold.

Kittelhaus (ein kleines freundliches Männchen, tritt gemüthlich plaudernd und rauchend mit dem ebenfalls rauchenden Kandidaten in das Vorderzimmer; dort sieht er sich um und schüttelt, da er niemand bemerkt, verwundert den Kopf). Es ist ja durchaus nicht zu ver-

wundern, Herr Kandidat: Sie sind jung. In Ihrem Alter hatten wir Alten — ich will nicht sagen dieselben Ansichten, aber doch ähnliche. Ähnliche jedenfalls. Und es ist ja auch was Schönes um die Jugend — um all die schönen Ideale, Herr Kandidat. Leider nur sind sie flüchtig, flüchtig wie Aprilsonnenschein. Kommen Sie erst in meine Jahre, dann ist man notwendigerweise ruhiger geworden. Denken Sie an mich, wenn es mit Ihnen soweit sein wird, Herr Kandidat.

Weinhold (neunzehnjährig, bleich, mager, hochaufgeschossen, mit schlichtem langem Blondhaar. Er ist sehr unruhig und nervös in seinen Bewegungen). Bei aller Ehrerbietung, Herr Pastor. . . Ich weiß doch nicht. . . Es existiert doch eine große Verschiedenheit in den Naturen.

Kittelhaus. Lieber Herr Kandidat, Sie mögen ein noch so unruhiger Geist sein (im Tone eines Verweises) und das sind Sie — Sie mögen noch so heftig und — ungebärdig gegen die bestehenden Verhältnisse angehen, das legt sich alles. — Nun aber möchte ich doch wirklich wissen, wo unser lebenswürdiger Wirt so plötzlich hingekommen ist.

Frau Dreißiger (kommt mit der Pastorin nach vorn. Sie ist eine dreißigjährige, hübsche Frau von einem kernigen und robusten Schlage). Se haben ganz recht, Herr Pastor. Wilhelm macht's immer so. Wenn 'n was einfällt, da rennt er fort und läßt mich sitzen. Da hab ich schon so drüber gered't, aber da mag man sagen, was man will.

Kittelhaus. Liebe, gnädige Frau, dafür ist er Geschäftsmann.

Weinhold. Wenn ich nicht irre, ist unten etwas vorgefallen.

Dreißiger (kommt. Schauffiert, aufgeregte). Nun, Rosa, ist der Kaffee serviert?

Frau Dreißiger (schmolzt). Ach, daß du doch immer fortlaufen mußt.

Dreißiger (leichtthin). Ach, was weißt Du!

Kittelhaus. Um Vergebung! Haben Sie Ärger gehabt, Herr Dreißiger?

Dreißiger. Den habe ich alle Tage, die Gott der Herr werden läßt, lieber Herr Pastor. Daran bin ich gewöhnt. Nun, Rosa?! Du sorgst wohl dafür.

Frau Dreißiger (geht mißlaunig und zieht mehrmals heftig an dem breiten gestickten Klingelzug).

Dreißiger. Jetzt eben — (nach einigen Umgängen) — Herr Kandidat, hätte ich Ihnen gewünscht, dabei zu sein. Da hätten Sie was erleben können. Übrigens ... Kommen Sie, fangen wir unsern Whist an.

Mittelhaus. Ja, ja, ja und nochmals ja! Schütteln Sie des Tages Staub und Last von den Schultern und hören Sie uns.

Dreißiger (ist ans Fenster getreten, schiebt eine Gardine beiseite und blickt hinaus. Unwillkürlich). Bände!!! — Komm doch mal her, Rosa! (Sie kommt.) Sag' doch mal: ... dieser lange, rothaarige Mensch dort!...

Mittelhaus. Das ist der sogenannte rote Bäcker.

Dreißiger. Nu sag' mal, ist das vielleicht derselbe, der dich vor zwei Tagen insultiert (beschimpft) hat? Du weißt ja, was du mir erzähltest, als dir Johann in den Wagen half.

Frau Dreißiger (macht einen schiefen Mund, gedehnt). Ich wöß nich mehr.

Dreißiger. Aber so laß doch jetzt das Beleidigtun. Ich muß das nämlich wissen. Ich habe die Frechheiten nun nachgerade satt. Wenn es der ist, so zieh ich ihn nämlich zur Verantwortung. (Man hört das Weberlied singen.) Nu hören Sie bloß, hören Sie bloß!

Mittelhaus (überaus entrüstet). Will denn dieser Unfug wirklich immer noch kein Ende nehmen? Nun muß ich aber wirklich auch sagen: es ist Zeit, daß die Polizei einschreitet. (Er tritt ans Fenster.) Nun sehen Sie an, Herr Weinhold! Das sind nun nicht bloß junge Leute, da laufen auch alte, gesetzte Weber in Masse mit. Sie nehmen teil an diesem unerhörten Unfug. Wollen Sie diese Leute vielleicht nun noch in Schutz nehmen?

Weinhold. Gewiß nicht, Herr Pastor. Das heißt, Herr Pastor ... cum grano salis. Es sind eben hungrige, unwissende Menschen. Ich erwarte gar nicht, daß solche Leute ...

Frau Kittelhaus (klein, mager, verblüht, gleicht mehr einer alten Jungfer als einer alten Frau). Herr Weinhold, Herr Weinhold! Aber ich bitte Sie!

Dreißiger. Herr Kandidat, ich bedaure sehr ... Ich habe Sie nicht in mein Haus genommen, damit Sie mir Vorlesungen über Humanität halten. Ich muß Sie ersuchen, sich auf die Erziehung meiner Knaben zu beschränken, im übrigen aber meine Angelegenheiten mir zu überlassen, mir ganz allein! Verstehen Sie mich?

Weinhold (sieht einen Augenblick starr und totenblaß und verbeugt sich dann mit einem Nicken. Reife). Gewiß, gewiß, ich habe Sie verstanden. Ich sah es kommen; es entspricht meinen Wünschen. (Ab.)

Dreißiger (brutal). Dann aber doch möglichst bald, wir brauchen das Zimmer.

Frau Dreißiger. Aber Wilhelm, Wilhelm!

Dreißiger. Bist du wohl bei Sinnen? Du willst einen Menschen in Schutz nehmen, der solche Pöbeleien und Schurkereien wie dieses Schmählied (Schimpflied) da verteidigt?!

Frau Dreißiger. Aber Männchel, Männchel, er hat's ja gar nicht ...

Dreißiger. Herr Pastor, hat er's verteidigt oder hat er's nicht verteidigt?

Kittelhaus. Herr Dreißiger, man muß es seiner Jugend zugute halten.

Frau Kittelhaus. Ich weiß nicht, der junge Mensch ist aus einer so guten und achtbaren Familie. Vierzig Jahr war sein Vater als Beamter tätig und hat sich nie auch nur das geringste zuschulden kommen lassen. Die Mutter war so überglücklich, daß er hier ein so schönes Unterkommen gefunden hatte. Und nun ... nun weiß er sich das so wenig wahrzunehmen.

Pfeifer (reißt die Thurtür auf, schreit herein): Herr Dreißiger, Herr Dreißiger! Se hab'n 'n feste. Se mechten kommen. Se haben een'n gefangen.

Dreißiger (hastig). Ist jemand zur Polizei gelaufen?

Pfeifer. D'r Herr Verwalter kommt schon die Trepp' ruf.

Dreißiger (in der Thür). Ergebener Diener, Herr Verwalter! Es freut mich, daß Sie gekommen sind.

Mittelhaus (macht den Damen pantomimisch begreiflich, daß es besser sei, sich zurückzuziehen. Er, seine Frau und Frau Dreißiger verschwinden in den Salon).

Dreißiger (im höchsten Grade aufgebracht, zu dem inzwischen eingetretenen Polizeiverwalter). Herr Verwalter, ich habe nun endlich einen der Hauptfänger von meinen Färbereiarbeitern festnehmen lassen. Die Frechheit geht einfach ins Grenzenlose. Es ist empörend. Sie insultieren meine Frau, wenn sie sich zeigt; meine Knaben sind ihres Lebens nicht sicher. Ich risikiere, daß sie meine Gäste mit Püffen traktieren. Ich gebe Ihnen die Versicherung, wenn es in einem geordneten Gemeinwesen ungestraft möglich sein sollte, unbescholtene Leute, wie ich und meine Familie, fortgesetzt öffentlich zu beschimpfen ... ja dann ... dann müßte ich bedauern, andere Begriffe von Recht und Gerechtigkeit zu haben.

Polizeiverwalter (etwa fünfzigjähriger Mann, mittelgroß, corpulent, vollblütig. Er trägt Kavallerieuniform mit Schleppsäbel und Sporen). Gewiß nicht ... Nein ... gewiß nicht, Herr Dreißiger! — Versügen Sie über mich. Beruhigen Sie sich nur, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung. Es ist ganz in der Ordnung ... Es ist mir sogar sehr lieb, daß Sie einen der Hauptschreier haben festnehmen lassen. Es sind so'n paar Friedensstörer hier, die ich schon lange auf der Pike habe.

Dreißiger. So'n paar grüne Burschen, ganz recht, arbeitscheues Gesindel, faule Lummels, die ein Luderleben führen, Tag für Tag in den Schenken 'rumhocken, bis der letzte Pfennig durch die Gurgel gejagt ist. Aber nun bin ich entschlossen, ich werde diesen berufsmäßigen Schandmältern das Handwerk legen, gründlich. Es ist im allgemeinen Interesse, nicht nur im eigenen Interesse.

Polizeiverwalter. Unbedingt! ganz unbedingt, Herr Dreißiger. Und so viel in meinen Kräften steht...

Gendarm Rutsche (kommt und nimmt Stellung. Man hört, da die Flurtür offen ist, das Geräusch von schweren Füßen, welche die Treppe herauf poltern). Herr Verwalter, ich melde gehorsamst: m'r hab'n einen Menschen festgenommen.

Dreißiger. Wollen Sie den Menschen sehen, Herr Polizeiverwalter?

Polizeiverwalter. Ganz gewiß, ganz gewiß. Wir wollen ihn zu allererst mal aus nächster Nähe betrachten. Tun Sie mir den Gefallen, Herr Dreißiger, und bleiben Sie ganz ruhig. Ich verschaffe Ihnen Genugthuung oder ich will nicht Heide heißen.

Dreißiger. Damit kann ich mich nicht zufrieden geben, der Mensch kommt unweigerlich vor den Staatsanwalt.

Jäger (wird von fünf Färbereiarbeitern hereingeführt). O ihr elenden Kerle! Arbeiter wollt 'r sein? Kam'raden wollt 'r sein? Eh ich das machte — eh ich mich vergreifen tät a mein'n Genossen, da tät ich denken, die Hand mißt' m'r versaul'n dahier! (Auf einen Wink des Verwalters hin veranlaßt Rutsche, daß die Färber ihre Hände von dem Opfer nehmen. Jäger steht nun frei und frech da, während um ihn alle Türen verstellt werden.)

Polizeiverwalter (schreit Jäger an). Mütze ab, Flegel! (Jäger nimmt sie ab, aber sehr langsam, ohne sein ironisches Lächeln aufzugeben.) Wie heißt du?

Jäger. Hab ich mit dir schon die Schweine gehit't (gehütet)? (Unter dem Eindruck der Worte entsteht eine Bewegung unter den Anwesenden.)

Dreißiger. Das ist stark.

Polizeiverwalter (wechselt die Farbe, will aufbrausen, kämpft den Zorn nieder). Das Übrige wird sich finden. — Wie du heißt, frage ich dich! (Als keine Antwort erfolgt, rasend.) Kerl, sprich, oder ich lasse dir fünfundzwanzig überreißen.

Kittelhaus (der während der letzten Szene hinter der ein wenig geöffneten Salontür hervorgeblitzt und gehorcht hat, kommt nun, durch die Geschehnisse hingerissen, um bebend vor Erregung zu intervenieren). Er heißt Jäger, Herr Verwalter. Moritz... nicht?... Moritz Jäger. (Zu Jäger.) Nu sag' bloß, Jäger — kennst du mich nicht mehr?

Jäger (ernst). Sie sein Pastor Mittelhaus.

Mittelhaus. Ja, dein Seelsorger, Jäger! Derselbe, der dich als kleines Wickelkind in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen hat. Derselbe, aus dessen Händen du zum erstenmal den Leib des Herrn empfangen hast. Erinnerst du dich noch? Da hab ich mich nun gemüht und gemüht und das ist nun die Dankbarkeit?

Polizeiverwalter. Mit Erlaubnis, Herr Pastor. (Er tritt zwischen ihn und Jäger.) Rutsche! binden Sie ihm die Hände!

Wüstes Gebrüll von draußen: Jäger! Jäger soll 'rauskommen!

Dreißiger (gelinde erschrocken wie die übrigen Anwesenden, ist unwillkürlich ans Fenster getreten). Was heißt denn das nun wieder?

Polizeiverwalter. O, das versteh ich. Das heißt, daß sie den Lumpen wieder 'raus haben wollen. Den Gefallen werden wir ihnen nun aber mal nicht tun. Verstanden, Rutsche? Er kommt ins Stockhaus.

Rutsche (mit dem Strick in der Hand, zögernd). Mit Respekt zu vermelden, Herr Verwalter, wir werden woll unsere Not haben. Es ist eine ganz verfluchte Heze Menschen. Der richt'ge Schwefelbande, Herr Verwalter. Da is der Bäcker, da is der Schmied. . .

Mittelhaus. Mit gütiger Erlaubnis — um nicht noch mehr böses Blut zu machen, würde es nicht angemessener sein, Herr Verwalter, wir versuchten es friedlich? Vielleicht verpflichtet sich der Jäger gutwillig mitzugehen oder so. . .

Polizeiverwalter. Wo denken Sie hin!! Meine Verantwortung! Auf so etwas kann ich mich unmöglich einlassen. Vorwärts, Rutsche! nich lange gefackelt!

Jäger (die Hände zusammenlegend und lachend hinhaltend). Immer feste, feste, aso feste, wie er kennt. 's is ja doch nich uf lange. (Er wird gebunden von Rutsche mit Hilfe der Kameraden.)

Polizeiverwalter. Nu vorwärts, marsch! (Zu Dreißiger.) Wenn Sie Sorge haben, dann lassen Sie sechs

Mann von den Färbern mit gehen. Die können ihn in die Mitte nehmen. Ich reite voran, Kutsche folgt. Wer sich entgegenstellt, wird niedergehauen.

Geschrei von unten: Rikeriki — i!! Wau, wau, wau!

Polizeiverwalter (nach dem Fenster drohend). Kannillen! ich werde euch bekiferikien und bewaunauen. Marsch, vorwärts! (Er schreitet voran hinaus mit gezogenem Säbel, die andern folgen mit Jäger.)

Jäger (schreit im Abgehen). Und wenn sich de gnäd'ge Frau Dreißighern o noch so stolz macht, die is deshalb nich mehr wie unsereens. Die hat mein' Vater viel hundertmal fer drei Fennige Schnaps vorgesezt. (Ab mit Gelächter.)

Dreißiger (nach einer Pause scheinbar gelassen). Wie denken Sie, Herr Pastor? Wollen wir nun nicht unsern Whist machen? Ich denke, der Sache steht nun nichts mehr im Wege. (Er zündet sich eine Zigarre an, dabei lacht er mehrmals kurz heraus, sobald sie brennt, laut heraus.) Nu fang ich an, die Geschichte komisch zu finden. Dieser Kerl! (In einem nervösen Nachausbruch.) Es ist aber auch unbeschreiblich lächerlich. Erst der Krakeel bei Tisch mit dem Kandidaten. Fünf Minuten darauf empfiehlt er sich. Fort über alle Berge! Dann diese Geschichte. Und nun spielen wir unsern Whist weiter.

Mittelhaus. Ja, aber ... (Gebrüll von unten.) Ja, aber ... Wissen Sie: die Leute machen einen so schrecklichen Skandal.

Dreißiger. Ziehen wir uns einfach in das andere Zimmer zurück. Da sind wir ganz ungestört.

Mittelhaus (unter Kopfschütteln). Wenn ich nur wüßte, was in diese Menschen gefahren ist. Ich muß dem Kandidaten darin recht geben, wenigstens war ich bis vor kurzem auch der Ansicht, die Weberleute wären ein demütiger, geduldiger und lenksamer Menschenschlag. Geht es Ihnen nicht auch so, Herr Dreißiger?

Dreißiger. Freilich waren sie geduldig und lenksam, freilich waren es gesittete und ordentliche Leute. Solange nämlich die Humanitätsdusler ihre Hand aus dem Spiele ließen. Da ist ja den Leuten lange genug klar gemacht worden, in welchem entseßlichen Elend sie drin stecken. Bedenken

Sie doch: all die Vereine und Komitees zur Abhilfe der Webernot. Schließlich glaubt es der Weber. Jetzt murrst er ohne aufzuhören. Jetzt paßt ihm das nicht und jen's nicht. Jetzt möchte alles gemalt und gebraten sein.

Plötzlich ein vielstimmiges Hurragebrüll.

Mittelhaus So haben Sie denn mit all ihrer Humanität nichts weiter zuwege gebracht, als daß aus Kammern über Nacht buchstäbliche Wölfe geworden sind.

Pfeifer (kommt atemlos und blaß hereingewant). Herr Dreißiger, Herr Dreißiger!

Dreißiger (bereits in der Salontür, im Begriff zu gehen, wendet sich geärgert). Nu, Pfeifer, was gibt's schon wieder?

Pfeifer. Nee so was! nee so was aber ooch! Die Obrigkeit ... na, den' wird's gutt gehen.

Dreißiger. In's Teufels Namen, was is Ihnen denn in die Glieder geschlagen? Hat jemand den Hals gebrochen?

Pfeifer (fast weinend vor Angst, schreit heraus). Se hab'n a Jäger Moritz befreit, a Verwalter gepriegelt und fortgejagt, a Schandarm gepriegelt und fortgejagt. Ohne Helm ... a Säbel zerbrochen ... nee! nee!

Dreißiger. Pfeifer, Sie sind wohl übergeschnappt.

Mittelhaus. Das wäre ja Revolution.

Pfeifer (auf einem Stuhl sitzend, am ganzen Leibe zitternd, winnemd). Herr Dreißiger, 's wird ernst! Herr Dreißiger, 's wird ernst!

Dreißiger. Na, dann kann mir aber die ganze Polizei ...

Pfeifer. Herr Dreißiger, 's wird ernst!

Dreißiger. Ach, halten Sie 's Maul, Pfeifer! Zum Donnerwetter!

Frau Dreißiger (mit der Pastorin aus dem Salon). Ach, das ist aber wirklich empörend, Wilhelm. Der ganze schöne Abend wird uns verdorben. Nu hast du's, nu will de Frau Pastern am liebsten zu Hause gehn.

Kittelhaus. Liebe, gnädige Frau Dreißiger, es ist doch vielleicht heute wirklich das Beste. . .

Frau Dreißiger. Aber, Wilhelm, Du solltest doch auch mal gründlich dazwischen fahren.

Dreißiger. Geh du doch und sag's'n! Geh du doch! Geh du doch! (Vor dem Pastor stillstehend, unvermittelt.) Bin ich denn ein Tyrann? Bin ich denn ein Menschenschinder?

Kutscher Johann (kommt). Gnäd'ge Frau, ich hab' de Pferde d'rweile angeschirrt. A Jorgel und's Karlchen hat d'r Herr Randedate schon in a Wagen gesetzt. Kommt's gar schlimm, da fahr' m'r los (da fahren wir los).

Frau Dreißiger. Ja, was soll denn schlimm kommen?

Johann. Nu ich weefß halt au ni. Ich meen' halt aso! 's wer'n halt immer mehr Leute. Se hab'n halt doch a Verwalter mit samst'n Schandarme fortgejagt.

Pfeifer. 's wird ernst, Herr Dreißiger! 's wird ernst!

Frau Dreißiger (mit steigender Angst). Ja, was soll denn werden? — Was wollen die Leute? — Se könn' uns doch nich überfallen, Johann?

Johann. Frau Madame, 's sein riede (rüde) Hunde drunter.

Pfeifer. 's wird ernst, bitt'rer Ernst.

Dreißiger. Maul halten, Esel! Sind die Türen verrammelt?

Kittelhaus. Tun Sie mir den Gefallen. . . Tun Sie mir den Gefallen. . . Ich habe einen Entschluß gefaßt. . . Tun Sie mir den Gefallen. . . (Zu Johann.) Was verlangen denn die Leute?

Johann (verlegen). Mehr Bohn woll'n se halt hab'n, die tummen Euder.

Kittelhaus. Gut, schön! — Ich werde hinausgehen und meine Pflicht tun. Ich werde mit den Leuten mal ernstlich reden.

Johann. Herr Paster, Herr Paster! das lassen Se
od unterwegs. Sie is jedes Wort umsonste.

Mittelhaus. Lieber Herr Dreißiger, noch ein Wörtchen.
Ich möchte Sie bitten: stellen Sie Beute hinter die Thür und
lassen Sie sogleich hinter mir abschließen.

Frau Mittelhaus. Ach, willst du das wirklich,
Joseph?

Mittelhaus. Ich will es. Ich will es. Ich weiß,
was ich tue. Hab' keine Sorge, der Herr wird mich schützen.

Frau Mittelhaus (drückt ihm die Hand, tritt zurück und
wischt sich Tränen aus den Augen).

Mittelhaus (indes von unten herauf ununterbrochen das
dumpe Geräusch einer großen, versammelten Menschenmenge heraufdringt).
Ich werde mich stellen. . . Ich werde mich stellen, als ob ich
ruhig nach Hause ginge. Ich will doch sehen, ob mein geist-
liches Amt . . . ob nicht mehr Respekt bei diesen Beuten. . . Ich
will doch sehen. . . (Er nimmt Hut und Stock.) Vorwärts also in
Gottes Namen. (Ab, begleitet von Dreißiger, Pfeifer und Johann.)

Frau Mittelhaus. Liebe Frau Dreißiger (sie bricht
in Tränen aus und umhast sie), wenn ihm nur nicht ein Unglück
zustößt!

Von unten herauf tumultuarisches Gebrüll. Während die beiden
Frauen sich bleich und erschrocken anblicken, stürzt Dreißiger herein.

Dreißiger. Rosa, wirf dir was über und spring in
den Wagen, ich komme gleich nach! (Er stürzt nach dem Geld-
schrank, schließt ihn auf und entnimmt ihm verschiedene Wertsachen.)

Johann (kommt). Alles bereit! Aber nu schnell, eh's
Hintertor noch besetzt is!

Frau Dreißiger (in panischem Schrecken, den Kutscher
umhastend). Johann, liebster, bester Johann! Rett' uns, aller
aller allerbesten Johann! Rette meine Jungen, ach, ach. . .

Dreißiger. Sei doch vernünftig! Laß doch den
Johann los!

Johann. Madam, Madam! Sein S'ock (seien Sie
doch) ganz geruhig. Unfre Kappen sein gutt im Stande.
Die holt keener ein. Wer de ni beiseite geht, wird ieber-
fahren. (Ab.)

Frau Kittelhaus (in ratloser Angst). Aber mein Mann? Aber... aber mein Mann? Aber, Herr Dreißiger, mein Mann?

Dreißiger. Frau Paster, Frau Paster, er is ja gesund. Beruhigen Sie sich doch nur, er is ja gesund.

Frau Kittelhaus. Es ist ihm was Schlimmes zugestoßen. Sie sagen's bloß nicht, Sie sagen's bloß nicht.

Dreißiger. O lassen Sie's gut sein, die werden's bereuen. Ich weiß ganz genau, wessen Hände dabei waren. Eine so namenlose, schamlose Frechheit bleibt nicht ungerochen. Eine Gemeinde, die ihren Seelsorger mißhandelt, pfui Teufel! Tolle Hunde, nichts weiter, toll gewordene Bestien, die man demgemäß behandeln wird. (Zu Frau Dreißiger, die wie betäubt dasteht.) Nu so geh doch und rühr' dich. (Man hört gegen die Haustür schlagen.) Hörst du denn nich? Das Gefindel ist wahnsinnig geworden. (Man hört Klimplern von zerbrechenden Scheiben, die im Parterre eingeworfen werden.) Wir müssen machen, daß wir fortkommen. (Man hört vereint rufen: Expedient Feiser soll 'rauskommen! — Expedient Feiser soll 'rauskommen!)

Frau Dreißiger. Feiser, Feiser, sie wollen Feiser 'raushaben.

Pfeifer (stürzt herein). Herr Dreißiger, am Hintertor stehn o schonn Leute. De Haustier hält keene drei Minuten mehr. D'r Wittigschmied haut mit an' Ferdeeimer druf nei' wie a Unsinziger.

Von unten Gebrüll lauter und deutlicher: Expedient Feiser soll 'rauskommen! — Expedient Feiser soll 'rauskommen!

Frau Dreißiger (rennt davon, wie gejagt; ihr nach Frau Kittelhaus. Beide ab).

Pfeifer (horcht auf, wechselt die Farbe, versteht den Ruf und ist im nächsten Moment von wahnsinniger Angst erfaßt. Er weint, wimmert, bittelt, winselt. Dabei überhäuft er Dreißiger mit kindischen Liebesosungen, streichelt ihm Wangen und Arme, küßt seine Hände und umklammert ihn schließlich wie ein Ertrinkender, ihn dadurch hemmend und fesselnd und nicht von ihm loslassend). Ach liebster, scheenster, allergnädigster Herr Dreißicher, lassen Sie mich nich zurücke, ich hab Jhn' immer treu gedient; ich hab ooch de Leute immer gutt behandelt. Mehr Vohn, wie festgesetzt war, konnt' ich'n doch nich geben. Verlassen Se mich nich, se machen mich

kalt. Wenn se mich finden, schlagen se mich tot. Ach Gott im Himmel, ach Gott im Himmel! Meine Frau, meine Kinder...

Dreißiger (indem er abgeht, vergeblich bemüht, sich von Pfeifer loszumachen). Lassen Sie mich doch wenigstens los, Mensch! Das wird sich ja finden; das wird sich ja alles finden. (Ab mit Pfeifer. Einige Sekunden bleibt der Raum leer. Im Salon klirren Fenster. Ein starker Krach durchschallt das Haus, hierauf brausendes Hurra, danach Stille. Einige Sekunden vergehen, dann hört man leises vorsichtiges Trappen die Stufen zum ersten Stock empor, dazu nüchterne und schüchterne Ausrufe.)

Es erscheinen nun junge Weber und Webermädchen in der Flurtür, die nicht wagen einzutreten und eines das andere hereinzustoßen suchen. Nach einigen Sekunden ist die Schüchternheit überwunden, und die ärmlichen, mageren, teils fränklichen, zerlumpten oder geputzten Gestalten verteilen sich in Dreißigers Zimmer und im Salon, alles zunächst neugierig und scheu betrachtend, dann betastend. Mädchen versuchen die Sofas; es bilden sich Gruppen, die ihr Bild im Spiegel bewundern. Es steigen einzelne auf Stühle, um die Bilder zu betrachten und herabzunehmen, und inzwischen strömen immer neue Jammergestalten vom Flur herein.

Erster alter Weber (kommt). Nee, nee, da laßt mich aber doch zufriede! Unten da fangen se gar schonn an und richten an' Sache zugrunde. Nu die Tollheet! Da is doch kee' Sinn und kee' Verstand o nich drinne. Ums Ende wird das noch gar jehr a beese Ding. Wer hie an' hellen Kopp behält, der macht ni mit. Ich wer' mich in Obacht nehmen und wer' mich an solchen Untaten beteiligen!

Jäger, Bäcker, Wittig mit einem hölzernen Eimer, Baumert und eine Anzahl junger und alter Weber kommen wie auf der Jagd nach etwas hereingestürzt, mit heiseren Stimmen durcheinander rufend.

Jäger. Wo is a hin?

Bäcker. Wo is der Menschenshinder?

Baumert. Kenn' mir Gras fressen, friß du Sägespäne.

Wittig. Wenn m'r'n kriegen, knippen mer'n uf.

Erster alter Weber. Mir nehmen'n bei a Been'n und schmeißen'n zum Fenster 'naus, uf de Steene, daß a bald fer immer liegen bleibt.

Zweiter junger Weber (kommt). A is fort ieber alle Berge.

Alle. Wer denn?

Zweiter junger Weber. Dreißiger.

Bäcker. Feiser o?

Stimmen. Sucht Feisern! sucht Feisern!

Baumert. Such', such', Feiserla, 's is a Weberschmann auszuhungern. (Gelächter.)

Jäger. Wenn mer'sch o ni kriegen, das Dreißiger-viehch ... arm soll a wer'n.

Baumert. Arm soll a wer'n wie 'ne Kirchenmaus. Arm soll a wer'n.

Alle stürmen in der Absicht zu demolieren auf die Salontür zu.

Bäcker (der voraneilt, macht eine Wendung und hält die andern auf). Halt, heert uf mich! Sei' mer hier fertig, da sang' m'r erscht recht an. Von hier aus geh' mer nach Bielau' nieber, zu Dittrichen, der die mechan'schen Webstihle hat. Das ganze Elend kommt von a Fabriken.

Der alte Ansforge (kommt vom Flur herein. Nachdem er einige Schritte gemacht, bleibt er stehen, sieht sich unglaublich um, schüttelt den Kopf, schlägt sich vor die Stirn und sagt). Wer bin ich? D'r Weber Anton Ansforge. Is a verrückt gewor'n, Ansforge? 's is wahr, mit mir dreht sich's ums Kreisel 'rum wie 'ne Bremse. (Er schlägt sich wiederholt vor den Kopf.) Ich bin nie gescheut! Ich steh' fer nischt. Ich bin ni recht richtig. Geht weg! geht weg! Geht weg! ihr Rebeller. Kopp weg, Beene weg, Hände weg! Nimmst du m'r mei' Häußl, nehm ich d'r dei' Häußl. Immer druf!

Mit Geheul ab in den Salon. Die Anwesenden folgen ihm mit Gejohl und Gelächter.

Der Vorhang fällt.

*

Der V und letzte Akt spielt im Stübchen des alten Hilse. Draußen geht der Kampf (der inzwischen größere Dimensionen angenommen hat) zwischen den Aufständischen und der Polizei vor sich. Es wird geschossen. Der alte Hilse, ein Gott und seiner Pflicht ergebener alter Mann, ruft mit gefalteten Händen: Nu, lieber Herrgott im Himmel! schütze die armen Weber, schütz' meine armen Brieder!

Es entsteht eine kurze Stille.

Der alte Hilse (für sich hin, erschüttert). Jetzt fließt Blut.

Gottlieb Hilse (ist im Moment, wo die Salbe kracht, aufgesprungen und hält die Axt mit festem Griff in der Hand, verfärbt, kaum seiner mächtig vor tiefer innerer Aufregung). Na, soll man sich etwa jetzt noch kuscheln (sich ruhig verhalten)?

Ein Webermädchen (vom „Haus“ aus ins Zimmer rufend). Vater Hilse, Vater Hilse, geh vom Fenster weg. Bei uns oben ins Oberstiehl is 'ne Kugel durchs Fenster geflogen. (Verschwindet.)

Mielchen (steckt den lachenden Kopf zum Fenster hinein). Großvaterle, Großvaterle, se haben mit a Flinten geschossen. A paare sind hingefall'n. Ach, ach und aso viel Blut kam getreetscht —! (Sie verschwindet.)

Eine Weberfrau. A paar hab'n se kalt gemacht.

Ein alter Weber (im „Hause“). Paßt ock us, nu nehmen sie 's Militär hoch.

Ein zweiter Weber (fassungslos). Nee, nu seht bloß de Weiber, seht bloß de Weiber! Wer'n se n's Militär anspucken ...

Eine Weberfrau (ruft herein). Gottlieb, sieh dir amal dei' Weib an, die hat mehr Krien wie du, die springt vor a Bajonettern 'rum, wie wenn se zur Musick tanzen tät'.

Vier Männer tragen einen Verwundeten durchs Haus. Stille. Draußen plötzlich: Hurra, hurra!

Stimmen im „Hause“. Wo haben s'n de Steene her? — Nu zieht aber Keine! — Vom Chausseebau. — Nu hattjee, Soldaten. — Nu regnet's Flastersteene.

Draußen Angstgetreisch und Gebrüll sich fortpflanzend bis in den Hausflur. Mit einem Angstruf wird die Haustür zugeschlagen.

Stimmen im „Hause“. Sie laden wieder. — Se wer'n glei' wieder 'ne Salve geb'n. — Vater Hilse, geht weg vom Fenster.

Gottlieb Hilse (rennt nach der Axt). Was, was, was! Sein mir tolle Hunde!? Soll'n mir Pulver und Blei fressen statts Brot? (Mit der Axt in der Hand einen Moment lang zögernd, zum Alten.) Soll mir mei' Weib derschossen werd'n? Das soll nich geschehen! (Im Fortstürmen.) Aufgepaßt, jetzt komm ich! (Ab.)

Der alte Hilse. Gottlieb, Gottlieb!

Mutter Hilse. Wo is denn Gottlieb?

Der alte Hilse. Beim Teimel is a.

Stimme (vom „Hause“). Geht vom Fenster weg, Vater Hilse!

Der alte Hilse. Ich nich! Und wenn Ihr alle vollens drehnig werd'! (Zu Mutter Hilse in wachsender Ertause.) Sie hat mich mei' himmlischer Vater hergesetzt. Gell, Mutter? Sie bleiben mer sitzen und tun, was mer schuldig sein, und wenn d'r ganze Schnee verbrennt.

Er fängt an zu weben. Eine Salve kracht. Zu Tode getroffen richtet sich der alte Hilse hoch auf und plumpst vornüber auf den Webstuhl. Zugleich verstärktes Hurra-Rufen. Mit Hurra stürmen die Leute, die bisher im Hausflur gestanden, ebenfalls hinaus. Die alte Frau sagt mehrmals fragend: „Vater, Vater, was is denn mit dir?“

Das ununterbrochene Hurra-Rufen entfernt sich mehr und mehr. Plötzlich und hastig kommt Mielchen ins Zimmer gerannt.

Mielchen. Großvaterle, Großvaterle, se treiben de Soldaten zum Dorfe 'naus, se haben Dittrichens Haus gestirmt, se machen's aso wie drieben bei Dreißigern. Großvaterle!? (Das Kind erschrickt, wird aufmerksam, steckt den Finger in den Mund und tritt vorsichtig dem Toten näher.) Großvaterle!?

Mutter Hilse. Nu mach' od, Mann, und sprich a Wort, 's kann een'n ja or'ntlich angst werd'n (Nun mach doch, Mann, und sprich ein Wort, es kann einem ja ordentlich angst werden.)

Der Vorhang fällt.

Das Weberlied wird gesungen.

Im Naturalismus Hauptmanns wurzelte Max Halbe mit seinen stimmungskräftigen Zustandsbildern von der Grenze des deutschen und slavischen Volkstums. „Jugend“ schildert den Zauber des Erwachens der ersten Liebe, leidet aber unter einem etwas gewaltsam herbeigeführten Schluß. „Mutter Erde“ handelt von der Macht der heimatischen Natur über den der Heimat entfremdeten und zurückkehrenden Großstadtmenschen.

Der an Anzengruber erinnernde, mit trefflicher Bühnentechnik begabte Tiroler **Karl Schönherr** (geb. 1868 zu Arams in Tirol) teilt mit dem Naturalismus die scharfe Beobachtung der Wirklichkeit. Zuerst mehr Prosaischer und Lyriker, hat er sich im 20. Jahrhundert nur dem Drama zugewandt. Seine großen Erfolge begannen erst 1907 mit dem Lustspiel „Erde“, und setzten sich dann fort in dem Trauerspiel „Glaube und Heimat“ (1910). Dieses Drama ist im besonderen die „Tragödie eines Volkes“ zur Zeit der Gegenreformation in den österreichischen Alpenländern, aber die Bauern „Rott“ sind verbkräftig aus dem Leben der Gegenwart gegriffen. — 1915 erschien das abstoßende Drama „Der Weibsteufel“ mit freilich wunderbarer Einfachheit im Aufbau: Es treten in allen 5 Akten nur 3 Personen auf, ein Mann mit seinem Weibe und ein Grenzzäger; der Schauplatz bleibt dieselbe Stube, in der schließlich das Weib über den toten Mann und dessen Mörder triumphiert: „Ihr Mannsteufel. Euch ist man noch über.“ Ein erfreuliches Bild bietet das deutsche Heldenlied „Volk in Not“.

Der sozialen Not abgekehrt und mit lyrischer Stimmung durchtränkt war der wienerisch gefärbte Naturalismus des Wiener **Artur Schnitzler** (geb. 1862), der sich durch seine Dialogsammlung „*Anatol*“ (Sieben dramatische Bilder“, 1892) mit Erfolg einführte, dann außer Novellen und Romanen eine große Reihe von Dramen schrieb.

Hermann Sudermann, geb. 1857 in Ostpreußen als Sohn eines Bierbrauers, lernte schon als Kind, was Sorgen und Entbehrungen heißen. Zuerst Apothekerlehrling fand er doch später die Möglichkeit zum Studium. Als Hauslehrer — nebenbei schriftstellernd — fristete er sein Leben. Seine Skizzen und Novellen hatten anfangs keinen Erfolg, um so mehr errang er sich diesen mit seinen Dramen. Als sein Hinterhausdrama „*Die Ehre*“ in Berlin zur Aufführung

kam, da fand es solchen Beifall, daß Sudermanns Name weit über die Grenzen seines Landes bekannt wurde. Er besaß aber nicht die Kraft, in seinen effekthaschenden, technisch meist vortrefflichen Werken die Probleme überzeugend zu lösen und die Menschen vertieft und wahrhaftig zu gestalten. Trotzdem beherrschte er mit seinen Stücken die deutsche Bühne, bis G. Hauptmann mit seinem „Vor Sonnenaufgang“ auftrat und er allmählich in den Hintergrund trat. Es ging mit ihm bergab, und heute rechnet man ihn nicht mehr zu den großen und begabten Dramatikern. Auch Romane hat Sudermann eine ganze Reihe geschaffen. „Frau Sorge“ ist ohne Zweifel sein bestes Buch; es offenbart sich in demselben tiefe Innerlichkeit, und wirkliches Leben wird in künstlerischer Form ergreifend geschildert. „Dem Ragensteg“ fehlt schon die innere Wahrheit, vielmehr ist alles auf den Effekt berechnet und auf die Spitze getrieben. Dasselbe kann auch mehr oder weniger von seinem Roman „Es war“ gesagt werden. Eine nähere Betrachtung seines Buches „Das hohe Lied“ kann übergangen werden. Von seinen Dramen wären noch zu nennen: „Sodoms Ende“, „Die Heimat“, „Das Glück im Winkel“, „Johannes“ u. a.

Meinen Eltern.

Frau Sorge, die graue verschleierte Frau,
 Herzliche Eltern, ihr kennt sie genau;
 Sie ist ja heute vor dreißig Jahren
 Mit euch in die Fremde hinausgefahren,
 Da der triefende Novembertag
 Schweratmend auf nebliger Heide lag
 Und der Wind in den Weidenzweigen
 Euch pffif den Hochzeitsreigen.

Als ihr nach langen hangen Stunden
 Im Vitaueralde ein Nest gefunden
 Und zagend standet an öder Schwelle,
 Da war auch Frau Sorge schon wieder zur Stelle

Und breitete segnend die Arme aus
 Und segnete euch und euer Haus
 Und segnete die, die in den Tiefen
 Annoch den Schlaf des Nichtseins schliefen.

Es rann die Zeit. — Die morsche Wiege,
 Die jetzt im Dunkel unter der Stiege
 Sich freut der lang verdienten Rast,
 Sah viermal einen neuen Gast.
 Dann, wenn die Abendglut verblichen,
 Kam aus dem Winkel ein Schatten geschlichen
 Und wuchs empor und wankte stumm
 Erhobenen Arms um die Wiege herum.

Was euch Frau Sorge da versprach,
 Das Leben hat es allgemach
 In Seufzen und Weinen, in Not und Plage,
 Im Mühsal trüber Werkeltage,
 Im Jammer manch durchwachter Nacht
 Ach so getreulich wahr gemacht.
 Ihr wurdet derweilen alt und grau,
 Und immer noch schleicht die verschleierte Frau
 Mit starren Augen und segnenden Händen
 Zwischen des Hauses armen vier Wänden
 Vom dürftigen Tisch zum leeren Schrein,
 Von Schwelle zu Schwelle aus und ein,
 Und kauert am Herde und bläst in die Flammen
 Und schmiedet den Tag mit dem Tage zusammen.

Herzliebe Eltern, drum nicht verzagt!
 Und habt ihr euch redlich gemüht und geplagt
 Ein langes schweres Leben lang,
 So wird euch bei der Tage Neigen
 Ein Feierabend vom Himmel steigen.

Wir Jüngens sind jung — wir haben Kraft,
 Uns ist der Mut noch nicht erschlaft;
 Wir wissen zu ringen mit Not und Mühn,
 Wir wissen, wo blaue Glücksblumen blühn;
 Bald fahren wir lachend heim nach Haus
 Und jagen Frau Sorge zur Tür hinaus.

Wörterverzeichnis.

§ 1. Die Romantik.

(Lk. 3—7.)

Schlummer, der — uinak
 Unterschied, der — vahe
 beschäftigen — tööd andma, tegevuses pidama
 Wohlgefallen, das — heameel, meeldivus
 erregen — erutama, äratama, äritama
 streben — püüdma, kippuma
 gleichberechtigt — üheõiguslik
 Anhänger, der — poolehoidja
 ableiten — tuletama
 vereinzelt — üksikult
 hervorragend — silmapaistev
 Ausgangspunkt, der — lähtekoht
 Seiende, das — olev
 Subjektivität, die — isedus, subjektiviteet
 Grundlage, die — aluspõhi
 Erziehungsfrage, die — kasvatuse küsimus
 Auftauchen, das — nähtavaletulek, üleskerkimine
 Selbstbestimmungsrecht, das — enesemääramise õigus
 Gebiet, das — ala
 Stimmberechtigter, die — hääleõiguslik
 Vertreterin, die — esindaja
 Aufschwung, der — tõus, edenedamine, lend
 Forschung, die — uurimine

wesentlich — oluline, peaausjalik
 Erfüllung, die — täidmine
 Sehnsucht, die — igatsus
 Flüstern, das — sosistamine
 nüchtern — kaine
 verstandesmäßig — mõistusepärane
 sich offenbaren — ilmutuma
 Gang, der — kalduvus
 Neigung, die — kalduvus
 zerstören — ära hävitama, purustama
 Schoß, der — süli
 düster — tume, sünk
 verachten — põlgama
 leisten — suutma teha (midagi)
 schärfen — teritama
 köstlich — tore, kallid
 genussreich — nautimis-, maitsmiserikas
 veranlassen — juhutama, põhjuseks olema
 würdigen — lugu pidama, hindama
 zugänglich machen — ligipääsu võimaldama
 unübertroffen — võrratu
 Mangel, der — puudus
 sich beschränken — piirduma, ennast kitsendama
 Geschmach, der — maitse
 schroff — järsk
 verfehlt — sihist kõrvale läinud
 schwärmerisch — unistav
 das Wort reden — kellegi eest seisma
 betreffen (a, o) — kellesegi puutuma

§ 2. Hervorragende Roman- tiker.

(Lk. 8—18.)

Günstling, der — armualune
Begründer, der — rajaja, asutaja
erforderlich — tarvilik, nõutav
sich verdient machen — kiitust ära
teenima oma teguviisiga
Bergwerksfunde, die — mäeasjan-
dus-teadus
herb — valus, kibe, kalk
Verlust, der — kaotus
Heiland, der — Önnistegija
sich widmen — ennast pühendama
Gleichgewicht, das — tasakaal
beseitigen — vaimustama, hingeliselt
kaasa kiskuma
Gemüt, das — loomus, süda
eigen sein — omane olema
heißbegehrt — palavalt igatsetud
erschütternd — pörutav
Felsenriß, der — kaljulõhe
sieden (o, o) — keema, kihisema
Katarakt, der — kosk, kõrestik
Flur, die — aas
Mißerfolg, der — tagajärjetus, eba-
õnnestunud ettevõte
Anerkennung, die — tunnustamine
Elend, das — viletsus, vaesus
Verzweiflung, die — meeleheide
flattern — lendlema, lehvima
Banner, das — sõjalipp
Vorzug, der — eelistus, paremaks-
pidamine
leidenschaftlich — kirglik
Untergang, der — hukkumine, hää-
bumine
Argwohn, der — kahtlus
schonungslos — halastamatu, armutu
schildern — kirjeldama
entschiedlich — hirmus, kõhutav
berauschen — joovastama, joovu-
tama
in Wut ausbrechen (a, o) — ägedas
vihas välja pahvatama
täuschen — petma
vernichten — hävitama
Luft machen — hinge tagasi tõm-
bama, vabanema

in überwältigender Weise — val-
davalt
schmachvoll — häbitu, häbilik
Einigung, die — üksmeel
Joch, das — ike
ergreifend — haarav
sich bewähren — teoga oma tubli-
dust näitama
beweisen (ie, ie) — tõendama, tões-
tama
vortrefflich — tubli, väga hea
sich ergeben — anduma, alla andma
nachtwandeln — kuutõbisena käima
Bewußtlosigkeit, die — teadvuseta
olek
ahnen — aimama
verraten (ie, a) — ära andma
den Verdacht von sich lenken —
kahtlust enese pealt kõrvale juht-
tima
widerfahren (u, a) — juhtuma
in Empörung geraten (ie, a) —
pööraseks saama
Anfang, der — kokkukõla
Zufluchtsort, der — varjupaik
Vaterlandslose, der — kodumaata
überwinden (a, u) — võitma, üle
saama
hervorragend — välja paistma
Gehege, das — piirkond
Zinne, die — katuse hari, tipp
traulich — südamluk, sõbralik, mugav
Feigenbaum, der — viigipuu
Pfeiler, der — sammak, piit
sich aufrufen — ennast kätte võtma,
kokku võtma
durchschweifen — läbi rändama
Zartheit, die — õrnus, hellus
Zyklus, der — tsükl, ring, ridastik
Abscheu (der) erregen — jälkuse-
tunnet äratama
Sprößling, der — võsu, järeltulija
Verhältnis, das — vahekord
in glänzenden Verhältnissen — hiil-
gavates oludes
Sehnsucht, die — igatsus
Trömmigkeit, die — vagadus
anmutig — meeldiv, ilus
Günst, die — heatahtlikkus
zum Ausdruck bringen (a, a) —
väljendama

Taugenichts, der — lorp, päevavaras
 arbeitscheu — tööpõlgaja
 ernähren — elatama, toitma
 Zufall, der — juhus
 angesetzt werden — kohta saama
 befragen — meeldima, mõnustust
 pakkuma
 sonderlich — iseäraline, erisugune
 verheiratet — abielus
 bequem — mugav
 Erwählte des Herzens, die — südame
 väljavalitu
 vornehm — suursugune
 sich verloben — ennast kihlama
 sicherstellen — kindlustama
 Besitz, der — omand
 eingestreut — sisse puistatud
 Grund, der — põhi, alus, põhjus
 Abschied, der — jumalagajätt
 Reiz, das — hirm, metskiits
 blasen (ie, a) — puhuma
 verhasen — vaikima
 Aufenthalt, der — kohalviibimine
 Blütenschimmer, der — õitehulk
 wogen — lainetama
 die Flügel ausspannen — tiibu
 laiali laotama
 Nachzügler, der — järeltulija
 Jünger, der — õpilane, jünger
 erringen (a u) — võitma, võitluse
 järele saavutama

§ 3. Erben der klassischen und romantischen Dichtung.

(Lk. 18—23.)

Heuchelei, die — silmakirjalikkus,
 variserlikkus
 Spott, der — pilge, mõnitus
 entschiedenes Talent beweisen —
 kindlat annet väljendama
 unmittelbar — otse, vahendita
 Einsamkeit, die — üksildus
 beobachten — vaatlema
 Regung, die — meeleliigutus,
 tundmus
 wirken — teotsema
 Zeitgenosse, der — kaasaeglane
 Weiher, der — tiik
 die beschränkte Frau — piiratud
 mõistusega naisterahvas

Vorhang, der — eesriie
 mahnend — hoiatav
 gefällig — vastutulelik, lahke, abilik
 munden — maitsma
 Labe, die — karastus, kosutus
 versehen — ümber paigutama, teisale
 viima
 Ranke, die — väänkasv
 sprießen (o, o) — võrsuma, kasvama
 Gehirn, das — peaju
 kimmerlich — viletsalt, vaeselt
 Stich, der — pistet
 schleichen (i, i) — hiilima
 Weihrauch, der — viiruk
 von dannen gleiten (i, i) — paigast
 ära libisema
 Phantom, das — viirastus
 Aue, die — aas, laht
 Nachbildung, die — jäljend, järele-
 kujutamise
 Anhänger, der — poolehoidja
 sich befähigt fühlen — enesel tundma
 millekski annet olevat
 locken — meelitama
 zucken — tuksatama, tõmbuma
 schaudern — judisema, kohkuma
 lispeln — sosistama, sahisema
 dumpf — tume
 Wirbel, der — keeris, pööris
 emporkühlen — üles tuhnima
 Rüstung, die — varustus, kaitseriistad
 Habe, die — vara
 Strohgewächs, das — jõetaim,
 jõekasv
 schände — jale, ilge, paha
 Habsucht, die — ahnus
 versehen — haavama, vigastama

§ 4. Die Dichter der Befreiungskriege.

(Lk. 23—42.)

Knechtschaft, die — orjapõlv, orjus
 Schmach, die — teotus, häbistus
 Umsturzidee, die — kukutamise idee,
 mõte
 Eigenart, die — omapära
 auslödern — lõkkele lõõma, lee-
 gitsema
 entseugungsvoß — loobumusküllane

rüchichtslos — hoolimatu, armutu
 fechten (o, o) — vehklema
 markig — üdikas, võimukas, tugev
 ursprünglich — esialgne
 Leibeigene, der — pärisori
 Gutspächter, der — mõisarentnik
 Rüstigkeit, die — südidus
 sich bewahren — ennast millestki
 kõrvale hoidma
 absolvieren — lõpetama
 zwingen (a, u) — sundima
 Flugschrift, die — lendleht
 schmählich — teotav, häbistav
 hüllen — katma, varjama
 frostbelegt — hallaga kaetud, halla-
 tanud
 Anpreisung, die — ülistus, kiitus
 verführen — eksiteele viima
 verbrecherisch — kuriteoline
 aufreizen — üles kihutama, hässitama
 unter Belassung des Gehaltes —
 kohast vabanemine ühes palga
 allesjäämisega
 Unrecht zufügen — ülekohtu tegema
 Möwe, die — kajakas
 wacker — tubli, vahva, vapper
 vertilgen — hävitama
 welsch — võõras, välismaaline
 Tand, der — tühitähi, tühi asi
 schneidig — hoogus, vapper
 freisende Wein, der — kihisev viin
 Nehraus machen — lõppu tegema
 Walfisch, der — vaalaskala
 Schanze, die — kindlused, kaevikud
 Anstellung, die — amet, koht
 Verteidiger, der — kaitsja
 Beifall, der — kiiduavaldus
 Zuberficht, die — kindel lootus,
 usaldus
 Blinken, das — vilkumine
 bestatten — matma
 Dampf, der — aur, leil
 Geschütz, das — kahur, suurtükk
 sprühen — sätendama
 Fenster, der — juht
 Gebot, das — käsk, kuulutus
 Urquell, der — algallikas
 Alder, die — veresoon
 gellen — rõkkama, huugama
 verwegen — hulljulge
 Scherge, der — timuka sulane

Wüterich, der — hirmuvalitseja, türann
 röcheln — korisema, rögisema
 winseln — vinguma, kiunuma
 Senkersblut, das — timuka veri
 beben — värisema, vabisema
 matt — jõuetu, nõrk
 Mark, die (Grenze) — piir
 Abkömmling, der — järeltulija
 Anstrengung, die — pingutus, pinevus
 Aufregung, die — rahutus, ärritus
 Todeskeim, der — surmaidu
 Wiegenfest, das — hällipidu
 Wohl laut, der — kokkukõla, ilus
 kõla
 Vermächtnis, das — testament, pä-
 randus
 monnesam — õnnis
 traut — tuttavlik, kodune, armas
 lassen — lallitama
 Hauch, der — hingeõhk
 Brauch, der — pruuk, komme
 fundgeben — teada andma, kuu-
 lutama
 Weisheitspruch, der — tarkusesõna
 Geistesrieb, der — vaimusund
 handhaben — käsitama, tarvitama
 Sinnenlust, die — meelterdõm
 Wegweiser, der — teenäitaja
 entleihen — laenama

§ 5. Der Schwäbische Dichter- kreis.

(Lk. 42—53.)

Angehörige, der — omane, sugulane,
 mõtteosaline
 abgeneigt — vastumeelt
 anknüpfen — (jutustust) algama,
 külge sõlmima
 Neigung, die — kalduvus
 Innigkeit, die — südamlikkus
 Sinnigkeit, die — mõistlikkus, tund-
 likkus
 Erforschung, die — väljauurimine
 sich begeben (a, e) — minema
 Verbollkommenheit, die — täienda-
 mine
 Abgeordnete, der — saadik, esindaja
 Einfachheit, die — lihtsus
 Gefinnung, die — meelsus

Scheiden (das) und Meiden (das) —
 lahkumine ja kõrvalehoidumine
 sind geeignet — on kohased
 Versuch, der — katse
 hehr — kõrge, püha, kallis
 Regenbogenglanz, der — vikerkaare
 hiilgus
 Geißel, die — kantsik, roosk
 schneud — tore, kaunis
 schwellen (o, o) — paisuma
 erheben (o, o) — tõstma
 Höflingschar, die — õukondlaste
 kari
 verlernen — unustama
 sich beugen — kummarduma, pain-
 duma
 aufrecht — püsti, sirgelt
 zerschellen — purustama
 scheu — arg, kartlik
 Schutt, der — puru, prügi, rusu
 Moder, der — kõdu
 entstellt — moonutatud
 verdorren — ära kuivama
 versiegen — ära kuivama
 versteinen — kivistuma
 veröden — tühjaks jääma
 verrucht — jultunud, nurjatu
 verhauchen — ära õhkuma, ära hin-
 gama
 bersten (a, o) — lõhkema, pude-
 nema, rebenema
 lind — õrn
 säufeln — sahisema, kohisema
 Duft, der — lõhn
 überwiegen (o, o) — üle kaaluma,
 suurem olema
 gemütvoll — südamluk
 Umgestaltung, die — ümbermuut-
 mine
 durchglüht — soojaks läinud (hIn-
 geliselt)
 Reisekutsche, die — reisitõld
 berichten — aru andma, teadustama
 wesenöverwandt — vaimusugulane
 schalkhaft — vallatu, kelmikas,
 kelmlik
 dahinraffen — ära kiskuma (surm)
 funkeln — särama, välkuma, vil-
 kuma
 haften — küljes olema, külge
 jääma

Sägemühle, die — saeveski
 verschollen sein — jäljeta kadunud
 olema

§ 6. Österreichische Dichter.

(Lk. 53—63.)

erwähnenswert — nimetamisväärt
 beständig — alati
 quälen — piinama, vaevama
 würdigen — vääriliseks pidama
 Gr. trat in die Fußstapfen der Ro-
 mantik — Gr. astus romantikute
 jälgedesse
 tüdšisch — õel, salakaval
 Verderben, das — rikkumine, huk-
 kamine
 Zaubermacht, die — nõiavõim
 Verschulden, das — süü
 auf sich laden (u, a) — enese selga
 kuhjama
 bejammernswert — kurtmiseväärt
 geschickt — osav
 ergreifend — meeltligutav
 Zwiespalt, der — lõhe, lahkuminek
 zur lebendigen Anschauung bringen
 (a, a) — elavale arusaamisele
 tooma
 Entsetzen, das — kohkumine, eh-
 matus
 fesseln — aheldama
 einholen — järele jõudma
 Ringen, das — heitlemine, võitle-
 mine
 Begierde, die — himu, iha
 ungeübt — harjumata
 Uneignung, die — poolehoid
 sich beurteilen — ennast hukka
 mõistma
 Verbannung, die — maapagu, maalt
 väljasaatmine
 Gewöhnlichkeit, die — harilikkus
 Mahnruf, der — hoiatushüüe
 Entsagung, die — loobumine, loo-
 bumus
 Geschehnis, das — juhtumus
 nackte Tatsache, die — alasti tõsiasi
 sinnlich begehrend — meeleliselt hi-
 mustav
 Raune, die — tuju

kühlverständlich — külm, mõistuslik
 Bier, die — ahnus, aplus, himu
 Staatsgetriebe, das — riigielu
 Todesstarre, die — surmatarretus
 ausgestreckt — väljasirutatud
 Kulturentwicklung, die — kultuuri
 areng
 Verwunderung, die — imestus
 schroff — järsk, äkiline
 ablehnen — tagasi lükkama
 verletzen — haavama, vigastama,
 rikkuma
 sich mischen mit — ennast segama
 millessegi
 Urwald, der — ürgmets
 Schjernut, die — raskemeelsus
 Trübsal, die — kurvastus, lein, häda
 Grundstimmung, die — põhi-meeleolu
 Schilf, das — roog, kõrkjas
 regungslos — liikumatu
 weilen — viibima
 flechten (o, o) — palmitsema, põimima
 Geflügel, das — sulgloomad
 Rohr, das — pilliroog, roog
 von hinnen nehmen (a, o) — siit
 ilmast ära võtma
 einsam — üksildane, üksi
 Pfad, der — rada
 flink — virk, agar, elav
 Nebel, das — piirkond, ringkond
 traben — sõrkima, traavima
 Behagen, das — mõnusus, meele-
 pärasus
 darlegen — ära seletama, ette panema
 Gemütswelt, die — vaimuilm
 lasterhaft — kõlbmata elukomme-
 tega, kõlvatu, roojane

§ 7. Das junge Deutschland.

(Lk. 63—71.)

Zustand, der — seisukord, olukord
 die damaligen Zustände — tolle-
 aegsed olud
 Freiheitsregung, die — vabadus-
 liikumine
 verhaßt sein — vihatud, põlatud
 olema
 Satire, die — pilkeluuletus, satiir
 schrankenlos — piirita, taltsutamata

Scheu, die — argus, kartus
 Sinnlichkeit, die — meelelikkus,
 lihahimu
 Zügellosigkeit, die — taltsutamatus
 Sittenlosigkeit, die — kõlvatus
 gehegt werden — hoitama
 wenig bemittelt — kehv
 Geschick, das — saatus
 Erlaubnis, die — luba
 dichterische Ergriffenheit, die — luu-
 lelisel kaasakistud olek
 mißelnd — teravmeelselt naljatav
 Spottdroffel, die — pilkerästas
 selbstgefällig — enese meele järele
 sprießen (o, o) — võsuma, kasvama
 Wehmüt, die — halemeelsus, haledus
 Fichtenbaum, der — männ
 gemäßigt — mõõdukas, piiratud
 Gefängnishaft, die — vangistus
 Wechselfall, der — vahelduv sündmus
 Wüste, die — kõrb
 Anschaulichkeit, die — näitlikkus,
 selgus

§ 8. Von der alten zur neuen Kunst.

(Lk. 72—87.)

Wandlung, die — muutus
 Abschnitt, der — osa, järk, jagu
 Scheidung, die — lahutus, lahku-
 mine
 Schwarzwaldgebiet, das — Šwarz-
 waldi piirkond
 herzerquickend — südantkosutav
 Auffassung, die — arusaamine
 Wirklichkeit, die — tõeolu, tõelikkus
 überdrüssig sein — tüdinud olema
 Trefflichkeit, die — tabamis-osa-
 vus, -kindlus
 verleugnen — ära salgama, maha
 salgama
 unentbehrlich — hädatarvilik
 Born, der, — allikas, kaev
 Rebe, die — viinapuu vää
 gebiegene Gold, das — puhas kuld
 unüberlegt — mõtlemata
 Übergriß, der — seadusest üleastu-
 mine

in Erfüllung gehen (i, a) — täide minema
 Wuchertum, das — liigkasu-võtmine
 Veranlagung, die — kalduvus, and
 fesselnd — kõitev, aheldav
 Naturereignis, das — looduse-
 nähtus
 zugute kommen (a, o) — millegi
 heaks minema

§ 9. Das Musikdrama.

(Lk. 87—89.)

Existenzmittel (Plur. die) — elatus-
 vahendid
 zukommen lassen (ie, a) — osaks
 saada laskma
 Einverständnis, das — nõusolek,
 leplikkus
 Zusammenwirken, das — ühiselt
 teotsemine
 verschweigen (ie, ie) — salajas pi-
 dama, vaikima
 Eddaüberlieferung, die — Edda
 edasijutustamine

§ 10. Der Realismus.

(Lk. 89—119.)

begreifen (i, i) — aru saada
 außer acht lassen (ie, a) — silmist
 laskma
 jähzornig — äkiline, tige
 sich begnügen — millegagi rahul
 olema
 Mahlzeit, die — söömaaeg
 Dräuen, das — ähvardus
 selbstbewußt — iseteadev
 widerstandsfähig — vastupanuvõi-
 meline
 angesehen — lugupeetud
 unfähig — äraarvamata
 dauernd — kestev, kestvalt
 verhindern — ära hoidma, takistama
 Darstellungsmöglichkeit, die — kaju-
 tamisvõimalus
 Mimik, die — miimika, näomäng
 Wechselwirkung, die — vahelduv
 mõju

enthoben sein — vabastatud olema
 mit Muße — aega võtma millegi
 kordasaatmiseks, aegamisi
 Verkörperung alles Weiblichen, die
 — kõige naiselikkuse kehastus
 Widerstreit, der — vastolude võitlus
 Wende, die — pöörak, vääne, käänak
 Zeitalter, das — ajajärk, aeg
 eifersüchtig — armukade
 sich weigern — tõrkuma
 Auftrag, der — ülesanne
 entinnen (a, o) — ära putkama,
 kõrvale hoiduma
 Gelegenheit, die — juhus
 erfahren (u, a) — teada saada,
 kogema, kuulma
 Redlichkeit, die — ausus
 Abgrund, der — kuristik, sügavus
 Beleidigung, die — sõnadega haava-
 mine
 voreilig — ülearu ruttu, enneaeu,
 uisa-päisa
 schmähcn — teotama, sõimama
 Konsequenz, die — järjekindlus
 zermalmcn — purustama
 Tatsache, die — tõsiasi
 sich seiner Stellung — oma seis-
 kohast
 bewußt bleiben (ie, ie) — teadlik
 olema
 Ausnahmestellung, die — erand-
 seisukord
 erliegen (a, e) — nõrkema, alla
 andma
 unverschleiert — katteta
 büßen — süü eest nuhtlust
 kandma
 Brauch, der — pruuk, komme
 verletzen — vigastama, haavama
 Eigentum, das — omandus, vara
 bestätigen — õigeks tunnistama,
 kinnitama
 unverbüllt — katmata
 entdecken — üles leidma
 Sühne, die — lepituse hind
 Befleckung, die — määrimine, häbista-
 mine, roojastamine
 eheliche Gemeinschaft, die — abielu
 ühendus
 entschöhnen — süüdi kustutama, patust
 puhastama

Schauvermählung, die — näitelaulatus
 vorhanden — olemas olev, saadaval olev
 Ausübung, die — täidesaatmine, täitmine
 Raft, die — puhkus
 gram sein — pahane olema
 Zuberficht, die — kindel lootus
 umschatten — varjutama, pimestama, tumestama
 sich entladen (u, a) — tühjenduma, ennast välja valama
 widernünftig — vastumeelne, vastane
 Klaffen — ammuli olema
 mürbe — mure, habras, rabe
 Glimms Holz, das — pehkinud hiilgav puu
 blinzeln — silmi pilgutama
 niesen — aevastama
 Pause, die — vaheaeg
 Auerhahn, der — metsis, mõtus
 Anfel, die — mustärastas
 Drossel, die — rästas
 unterscheiden (ie, ie) — vahet tegema
 Auersfrier, der — metshärg
 Eber, der — kult
 vermutlich — arvatavasti
 mangeln — puuduma
 Umweg, der — kaudne, kõver tee
 Torheit, die — rumalus, meeletus
 sich enthalten (ie, a) — tagasi hoiduma, ennast taltsutama
 feig — arg, kartlik
 straudeln — komistama
 taumeln — vaaruma, taaruma
 plappern — lobisema, keelt peksma
 bespeien — millegi peale sülitama
 hehen — hässitama, taga ajama
 Kröte, die — kärnkonn
 Biber, die — rästik, kihvtine madu
 Schächer, der — röövel
 Rechenschaft (die) verlangen — aru nõudma
 unverfälscht — võltsimatu, puhas
 belanglos — tähtsusetu
 Zustand, der — olukord, seisukord
 Unzahl, die — lugematu hulk
 durchforsten — metsa harvendama
 sich widersetzen — vastu panema

Abholzung, die — metsa raiumine, laasimine
 verkennen (a, a) — valesti mõistma
 starrsinnig — isemeelne, kangekaelne
 Rechthaberei, die — isemeelsus, järeleandmatus
 Unheil, das — kahju, hävitus, õnnetus
 Verwicklung, die — mässe, sassimine
 aus dem Regen in die Traufe — vihma käest räästa alla
 Gewerbe, das — tööstus, amet
 Tüchtige, die — tubli, tüse inimene
 pedantisch — piinlik
 Dachdecker, der — katusekatja
 Bühnenwirksam — näitelaval mõjuv
 Anforderung, die — nõue
 verzichten — loobuma, lahkuma
 Kontrastwirkung, die — vastandmõju
 Felsenschlucht, die — kaljukuristik
 Abschluß, der — lõpp, lõpetamine
 überraschen — üllatama
 endgültig — lõplik, otsustav
 Kriegsberichterstatte, der — sõja sõnumisaatja
 Eingreifen, das — vaelesegamine
 erwähnen — nimetama
 geschichtlich bedingte Stimmung, die — ajalooost olenev meeleolu
 Situation, die — seisukord
 ergiebig — rohke anniga, kasulik
 eine Bitte versagen — palvet tagasi lükkama
 Groll, der — viha, ving
 Harnisch, der — raudrõivas
 Pilgerkleid, das — palverändaja rüüd
 Jagdgeleit, das — jahikaaslased
 Meute, die — koerakari
 Vogelherd, der — linnupüügi-paik
 jämfügen — pehmendama, mahendama
 Panzerhemd, das — raudsärg
 Seneschall, der — ülem õuemeister

Wilhelm Raabe.

schriststellern — raamatuid kirjutama
 beschaulich — vaatlev, järelemõtlev
 Zusammenhang, der — ühendus, side
 Weltall, das — kogu maailm
 Demut, die — alandlikkus

Trödler, der — kaltsu-kaupmees
eigenüchtig — omakasu-püüdja
verkommen (a, o) — hukka minema
unfruchtbar — viljatu, viljakuseta
Scholle, die — pank, känk
bescheiden — tagasihoidlik
dauerhaft — jäädav, vastupidav
peinigen — piinama
Schuft, der — kelm
Anständige, der — korralik, viisakas
inimene
einigermassen — enam-vähem
Durchschnitt, der — keskmäär, kesk-
joon

befördern — edendada
Vergänglichkeit, die — kaduvus
Schützling, der — kaitsealune
unsaubere Geschäft, das — must äri
ehemalig — endine, muistne
Bericht, der — aruanne, seletus
sonderlich — iseäraline, eritaoline
Vasterhafte, das — kõlvatus

Rosegger.

launig — tujukas
verfezbar — panditav
unternehmungslustig — ettevõtlik
Impresario, der — etenduste toi-
mepanija, impresario
schleppen — vedama, lohistama
Anfassen, das — arvamine, soovi-
mine
Aufreizung, die — hässitus
Winteraufenthalt, der — talvine
asukohi
Vorwand, der — ettekääne
untergraben (u, a) — ära õõnistama
mir wurde übel — mul hakkas
paha
vornweg — eeskätt
Anspruch, der — nõudlus
Beachtung, die — silmaspidamine
Skizze, die — kavand
sich verwenden (a, a) — kellegi
heaks kõnelema
zunächst — kõige esmalt
ernstlichen — võimaldama
Tendenz, die — siht, tendents
Überkultur, die — ülikultuur

§ 10 II. Norddeutsche Stim- mungs poesie.

(Lk. 120—137.)

Plötzlichkeit, die — äkilisus, oota-
matus
Entschiedenheit, die — otsustavus,
kindlus
Auffassung, die — käsitus, arusa-
mine
sich zu einer natürlichen Einheit
verbinden — loomulikaks üksu-
seks ühinema
mindestens — vähemalt
schulgerecht — korrapärane

Theodor Storm.

schmucklos — ehteta
eintönig — ühetoonline, ühetaoline
ohne Unterlaß — vahetpidamata,
järelajätmata
Jugendzauber, der — noorusvõlu
Seideduft, der — nõmme lõhn
Nordseebrise, die — Põhjamere briis
neben (o, o) — kuduma, punuma
Urahn, die — esiema
Rarität, die — haruldus, haruldane
asi
ausüben — pidama, tegema, tarvi-
tama
Ebbe, die — mõõn (mere)
Flut, die — tõus (mere)
Sturmflut, die — tormi tagajärjel
tekkinud tõus
ungünstig — ebasoodus
Ausgang, der — lõpp
überfiedeln — üle kolima
äußere Lage, die — väline olukord
Oberherrschaft, die — ülem võim
Lebensgefährtin, die — eluseltsiline
anwesend sein — juures olema
Grenzscheide, die — piirimärk
Verträumtheit, die — unistav olek
sich begnügen — rahulduma
Unendlichkeit, die — lõpmatus
Buschwerk, das — põõsastik
Bergeshalde, die — mäenõlv
Thymian, der — kaetiserohi
Schauer, der — hoog

Aus dem Schimmelreiter.

weisen (ie, ie) — näitama, juhatama
 Unheil (daß) anrichten — kahju
 sünnitama
 hinabschlingen (a, u) — alla nee-
 lama
 Blei, der — sitke muda, sitke savi
 Deich, der — tamm, tõke, sulg
 Deute anstellen — inimesi tööle
 sundima
 einrammen — vaia maasse lööma
 schädigen — vigastama, kahju tegema
 Notfall, der — hädajuhtumus
 zerzaßt — ära sasitud, ära rebitud
 Windbö, die — tuulepuhang
 in Blei gefaßt — tinaraamis
 Scheune, die — küün, ait
 Dirne, die — tütarlaps, piiga
 die Ruten müssen angeschoben wer-
 den; schrauben (au, au) — luugid
 peavad kinni kruvitama
 qualmen — suitsema
 Tenne, die — rehealune
 hineinklingen (a, u) — sisse kõlama
 Bügel, der — valjas, ohi
 Streithengst, der — sõjatak
 Werste, die — laevaehitus-tehas
 Eiche, die — saarepuu
 wie abwesend — nagu mujal viibi-
 vate mõtetega
 Klatschen des Meeres, das — mere-
 lainete loksumine
 aussetzen — välja panema, maale
 laskma
 verderben (a, o) — hukka saatma,
 rikkuma
 faugend — imev
 Tosen, das — kohisemine, mähise-
 mine
 schleudern — virutama, viskama
 Gegader, das — kaagutamine
 sich bergen (a, o) — ennast varjama
 Rennen, das — jook
 hantieren — talitama, toimetama
 Vision, die — viirastus, nägemus
 stropfen — seisma jätma
 Raubgetier, das — röövlomad
 Wildnis, die — metsik maa, tühi
 maa
 Rüster, die — sõõre

sich befinden (a, o) — mõistusele
 tulema, meelde tuletama, mäle-
 tama
 beordern — käskima, korraldama
 betäuben — uimastama
 winnueln — kihisema
 emsig — usin, hoolas
 Sporen, die — kannused
 Schimmel, der — kimmel
 Weichen, die — kubemed
 gewahren — nägema, tähele panema
 eifrig — tuline, kiire, virk
 Teufelsunfug, der — kuradi tem-
 butus
 Spaten, der — labidas
 Gebärde, die — kehaliigutus
 Taumel, der — pööritus, uimastus
 verschütten — maha pillama
 ordinieren — määrama
 zögern — kõhkleva
 sprengen — õhku laskma, kihu-
 tama
 sich gebärden — ennast üleval pi-
 dama, esinema
 strecken — sirutama, venitama
 schlaff — lõtv
 Stöhnen, das — oigamine, õhka-
 mine
 schnauben (o, o) — norskama, äh-
 kima, nuuskama, nohisema
 rasen — määrtsema
 reparieren — parandama
 Leides tun — haiget, valu tegema
 unwillkürlich — tahtmata
 Sündflut, die — veeuputus
 ermutigt — julgustatud
 sinnverwirrend — meeli segav
 Strudel, der — pööris, veekeeris
 Karriole, die — kaarik, kerge
 vanker
 freisend — kriiskav, kiljuv
 zerwehen — laiali puhuma
 ohne Aufenthalt — peatumata
 Hirn, das — peaju
 Weltuntergang, der — maailma
 hukkumine
 Gefährt, das — sõiduriist
 Greuel, das — koletis, hirmus asi
 quirlend — pöörlev, keerlev
 unheimlich — õudne
 entseelt — hingetu, surnud

§ 11. Die großen Schweizer Dichter.

(Lk. 137—149.)

Jeremias Gotthelf.

Grundsatz, der — põhimõte
in mancher Beziehung — mõnes
suhtes

Gottfried Keller.

Schlagwort, das — lööksõna
Sonderleben, das — erak-elu
Anspruch (der) haben auf — õiguse
arvavat olema millegi peale
Knabentumult, der — poiste mäss
verweisen (ie, ie) — välja saatma,
laitma
Wesen, das — olemus
in sich gefehrt — enesesse pöör-
dunud
Entbehrung, die — puudus
sich durchringen (a, u) — läbi rabe-
lema, võitlema
verhältnismäßig — võrdlemisi
sich betätigen — tegev olema, teoga
tublidust näitama
zutage fördern — päeavalgele tooma
Erzeugnis, das — toode, sünnitis
geistige Gehalt, der — vaimline
väärtus, sisu
gemeinnützig — üldkasulik
Verkommenheit, die — hukkus
Gefinnungslosigkeit, die — mõtte-,
arvamise puudus
pfeifig — nupukas, kaval, tark
Zeitmotiv, das — juhtmõte, juht-
motiiv
weihenvoll — pühalik
schalkhaft — vallatu, kelmlik
Anforderung, die — nõudmine, nõue

Conrad Ferdinand Meyer.

angesehen — lugupeetud
Umgangssprache, die — kõnekeel
herstellen — korda seadma, paran-
dama
Zerfnirschung, die — süütunne
Reue, die — kahetsus
Anschluß, der — ühinemine, liitumine
Einrichtung, die — sisseseade

Meuchelmord, der — salatapmine
genußlüchtig — maitsemishimuline
zäh — sitke, kangekaelne, kõva
Augenzeuge, der — pealtnägija
Gesichtspunkt, der — seisukoht,
vaatekoht
Mönchswesen, das — mungaolu
Leidenschaft, die — kirg
Seelentunde, die — hingeteadus
Intrige, die — intriig, võrgend,
riugas
überreden — kõnega oma poole
meelitama, ette kõnelema
im Angesicht des Todes — surma
suus
edle Ruhm, der — ülev kuulsus
es ist ihm vergönnt — talle on
lubatud
Schaufelstich, der — labidatõuge
Traube, die — kobar, sari
lobern — leekima, lõkendama
füßen — põhjenema, toetuma
wiehern — hirnuma
abergläubisch — ebausklik
mißvergnügt — tusane, pahas tujus
furchen — vagu ajama, kündma
lügen — piiluma, silmitsema
Rämmierer, der — varahoidja
Zelle, die — kong
Klosterbann, der — kloostriist välja-
heitmine
feuchen — lõõtsutama, ähkima
Ringerverpaar, das — maadlejate paar
Schlachtgebiet, das — lahingu piir-
kond
Schlot, der — lõõr, suitsutoru
Amboß, der — alasi
halt machen — peatuma
beruht — nõgine, tahmane
entfahren lassen — ära lipata laskma
fürder — edaspidi, varssi

§ 12. Der Naturalismus.

(Lk. 150—193.)

Umwälzung, die — mullistus
Aufschwung, der — tõus, edenemine
läutern — puhastama, selgitama
Ausgestaltung, die — kujutamine
bereitwillig — tegevusevalmis
Lasterhöhle, die — patukoobas, -urgas

Bagabundentypus — hulgusetüüp
 verzichten auf — loobuma, millestki
 Lebensgrundsatz, der — elupõhimõte
 Vererbung, die — pärandamine
 erwähnen — nimetama
 Erzeugnis, das — toode, sünnitis
 abnorm — loomuvastane
 unforgfältig — hooletu
 lückenlos — vaheta
 Abklatsch, der — järeltrükk, koopia
 ausscheiden (ie, ie) — lahutama,
 eraldama

Friedrich Nietzsche.

Paralyse, die — halvatus
 nachhältig — kauakestev
 Anregung, die — äratus
 Wert, der — väärtus
 Umwertung, die — ümberhindamine
 Begriff, der — mõiste
 verstümmeln — vigastama, sandiks
 tegema
 Würdenträger, der — aukandja,
 kõrgem ametnik
 Schlagwort, das — lööksõna
 Sprachschöpfer, der — keelelooja
 Schlagkraft, die — löögijõud
 Geschmeidigkeit, die — painduvus,
 nõtkus
 Wendung, die — kõnekäänd
 Erkenntnis, die — äratundmine
 Innbegriff, der — mõiste, sisu
 eine Ahnung geben — aimu andma

Aus „Also sprach Zarathustra“.

Das Nachtlied.

Ungestillte, das — vaigistamatu
 Begierde, die — himu, iha
 umgürten — vöö vööle panema
 Kluft, die — lõhe, pragu, kuristik
 Bosheit, die — tigheidus, õelus
 Tücke, die — õelus, salakavalus
 Tugend, die — voorus
 Schwieler, die — rakk, muhk, käsn
 Labfal, das — kosutus, karastus
 Gutter, das — udar
 Born, der — allikas, kaev

Sternennoral

vorausbestimmt — ette määratud

Gerhart Hauptmann.

Bildhaueratelier, das — kujuri töö-
 koda
 aus Gesundheitsrücksichten — tervist
 arvestades
 Abscheu, der — jälkus, põlgus
 abschrecken — ära hirmutama
 Osterleben, das — patuelu
 Kohlenlager, das — söeladu, söe-
 kiht
 Sumpf, der — soo, mädamaa
 erbliche Belastung, die — päritud
 haigus
 Zerrüttung, die — vapustus, kor-
 ratus
 Selbstverständlichkeit, die — iseene-
 sestmõistetavus
 entrücken (jemandem) — ära jooksmata,
 kõrvale hoiduma
 martern — piinama, vaevama
 Erlösungstod, der — lunastussurm

Die Weber.

I Akt.

abgezehrt — ära kurnatud, lahjunud
 Vorstoß, der — ettemaks, laen
 Expedient, der — tööde hindaja
 untersuchen — läbi vaatama, uurima
 Lupe, die — luup, suurendusklaas
 Einvernehmen, das — nõusolek
 zusammenpferchen — kokku ajama
 humpeln — lonkama
 Gewicht, das — raskus
 jemandem einen Gefallen tun —
 kellegi meele järele midagi te-
 gena
 starr — kange, kohmetu
 sich ein Herz fassen — südame rindu
 võtma
 Gerechtigkeitsgefühl, das — õiglus-
 tunne
 inständig — tungivalt
 bemilligen — lubama, nõusse hak-
 kama
 günstige Augenblick, der — paras
 silmapilk
 Wortspiel, das — sõnademäng
 sich befummern um — millegi pä-
 rast muretsema

die Stimme dämpfen — häält ka-
handama, vähendama
fixieren — teravalt vaatama
brutal — toores, õel
Dünneel, der — Iontrus
niederträchtig — nurjatu
Staatsanwalt, der — prokurör,
süüdistaja

Nachwerk, das — vilets sepitsus
fackeln — kõhklema, leekima
überhästigt — ülipakiline
ohnegleich — võrdlemata
Gewissenlosigkeit, die — südametus
Sündenbock, der — patuoinas
überlegen — üleolev
unbarmherzig — südametu, armutu
voraussetzen — eeldama
auseinandersetzen — selgitama, ära
seletama

Uniosen, das — armuand
inmens — väga suur
Risiko, das — julgustükk, õnneasi
stottern — kogeleva
entweichen (i, i) — põgenema

II Aft.

fraß — jäme, toores, julm
Abwesenheit, die — äraolek
Fenster, der — timukas
zum Ausbruch kommen — puh-
kema

III Aft.

berüchtigt — paha kuulsusega
herausfordernd — väljakutsuv

IV Aft.

Ansicht, die — arvamine, vaade
notwendigerweise — tarvilikul viisil
schlicht — lihtne, otsekohene
Ehrerbietung, die — aupakkumine
Berweis, der — noomitus, laitus
ungebärdig — pahur
Mäßigkeitsverein, der — karskuse-
selts
Aufruf, der — üleskutse
verfassen — kirjutama, kokku seadma
vorfallen (ie, a) — juhtuma
erschauert — ägeduses palavaks
läinud

schmollen — mossis olema
mißlaunig — halvatujuuline
insultieren — sõimama
zur Verantwortung ziehen (o, o) —
vastutusele võtma
gesetzt — rahulik
ersuchen — paluma
Angelegenheit, die — asi, toimetus
entsprechen (a, o) — vastama
zuschulden kommen lassen (ie, a) —
süüdlaseks saama
Unterkommen, das — peavari
Puff, der — võmm, müks
Gemeinwesen, das — ühiskond, riik
unbescholten — laitmatu
zur Verfügung stehen — teenistus-
valmis olema
Gesindel, das — rahva rämps
berdenken — pahaks panema, veaks
lugema
Rausch, der — kummivaik
ein Exempel statuieren — kedagi
teistele hirmuks karistama
Genugtuung, die — rahuldustunne
unweigerlich — vastupanuta, viivita-
mata, vastutõrkumata
sich vergreifen (i, i) — kellegi kallal
vägivalda tarvitama
hinreißen — kaasa kiskuma
intervenieren — asjasse puutuma,
vahela astuma
unverdaut — seedimata
sich verpflichten — kohustuma
Verantwortung, die — vastutus
sich einlassen auf (ie, a) — millegagi
nõus olema
zuwege bringen — korda saatma
Überzeugung, die — tõekspidamine
enorm — määratu, hirmus suur
preisgeben — maha jätma, teise
võimusesse jätma
empörend — vihastav, pahandav
Enttäuschung, die — pettumus
tumultuarisch — mässuline
gut im Stande sein — heas seisus-
korras
ungerochen (rächen, rächte, gerächt) —
kätte maksmata
Seelforger, der — hingekarjane
Liebesorg, die — kallistus
schüchtern — häbelik

Menschenfinder, der — vereimeja
 demolieren — ära purustama
 Gejohl, das — läbisegi-karjumine

V A t t.

Dimension, die — mõõde, kogu, laius
 Aufständische, der — vastuhakkaja,
 mässuline
 feiner mächtig sein — enese üle
 valitsema
 fassungslos — meeletult
 Salve, die — kogupauk

Hermann Sudermann.

sein Leben fristen — viletsat elu
 elama
 effectthaschend — effekti tagaajav,
 püüdev
 überzeugen — uskuma panema,
 kindlasti tõendama

Meinen Eltern.

Schrein, der — laegas, kirst, kapp
 fauern — küürutama, kükitama

Inhaltsverzeichnis.

	Lk.		Lk.
Die Romantik	1	Muttersprache	36
Brentano	6	Rückert	37
Achim v. Arnim	6	Aus der Jugendzeit	40
Schlegel, Wilhelm	8	Der schwäbische Dichterkreis	42
Schlegel, Friedrich	8	Uhland	43
Tiedt	8	Des Sängers Fluch	45
Hardenberg	8	Der gute Kamerad	47
Kleist, Heinrich	9	Frühlingsglaube	47
Chamisso	12	Die Kapelle	47
Schloß Boncourt	12	Mörke	48
Eichendorff	14	Elfenlied	49
Das zerbrochene Ringlein	15	Das verlassene Mägdlein	50
Der Jäger Abschied	16	Schön Rothraut	50
Mondnacht	17	Hauff	51
Müller, Wilhelm	17	Kerner, Justinus	52
Der Lindenbaum	17	Schwab	52
Erben der klassischen und ro-		Österreichische Dichter	53
mantischen Dichtung	18	Grillparzer	53
Knimerring	18	Die Ahnfrau	54
Droste-Hülshoff	19	Sappho	55
Die junge Mutter	20	Das goldene Blies	56
Platen	22	Medea	57
Das Grab im Busento	22	König Ottobars Glück und Ende	58
Dichter der Befreiungskriege	23	Des Meeres u. der Liebe Wellen	58
Arndt	24	Vibussa	59
Des Deutschen Vaterland	27	Lenau	60
Lied vom Feldmarschall	28	Schilflied	60
Ballade	29	Bitte	61
Körner, Theodor	30	Der Postillon	61
Gebet während der Schlacht	33	Stifter	63
Lützows wilde Jagd	34	Das junge Deutschland	63
Abschied vom Leben	35	Börne	64
Schenkendorf	35	Heine	64

	Lk.		Lk.
Frühlingsbotschaft	67	Ludwig, Otto	105
Du bist wie eine Blume	67	Erbsförster	106
Es ragt ins Meer der Runen- stein	68	Anzengruber	107
Ein Fichtenbaum steht einsam	68	Pfarrer v. Kirchfeld	108
Es war ein alter König	68	Weineidbauer	108
In der Fremde	69	Louise v. François	109
Gutzkow	69	Gebner-Eschenbach, Marie	109
Freiligrath	70	Fontane, Theodor	111
Der Liebe Dauer	70	Archibald Douglas	113
		Raabe	115
		Rosegger	118
Von der alten zur neuen Kunst	72	Norddeutsche Stimmungspoësie	120
Fritz Reuter	72	Storm	120
Scheffel	72	Im Walde	123
Trompeter von Säckingen	73	Verirrt	124
Ekkehard	73	Über die Heide	124
Lyrische Epiker	74	Abseits	125
Otto Roquette	74	Weihnachtslied	126
Noch ist die blühende goldene Zeit	74	Aus dem Himmelreiter	127
Wolff	75	Seidel	136
Der Münchener Dichterkreis	75	Die großen Schweizer Dichter	137
Geibel	77	Jeremias Gotthelf	137
Der Mai ist gekommen	79	Keller	138
Hoffnung	80	Meyer	141
Ich sah den Wald sich färben	80	Erwig jung ist nur die Sonne	145
Heise	81	Einen Tagelöhner	145
Freitag	83	Aus Gutzens letzten Tagen	145
Spielhagen	84	Winternacht	147
		Der Taugenichts	148
Der historische Roman	85	Der Naturalismus	150
Ebers, Georg	85	Nietzsche, Friedrich	152
Dahn	86	Aus „Also sprach Zarathustra“	155
Das Musikdrama	87	Bereinsamt	157
Wagner	87	Nach neuen Weeren	158
Der Realismus	89	Sternenmoral	158
Hebbel, Friedrich	89	Hauptmann, Gerhart	159
Judith	92	Die Weber	162
Herodes und Mariamne	93	Halbe	189
Maria Magdalena	94	Schönherr	190
Agnes Bernauer	95	Schnitzler	190
Gyges und sein Ring	96	Sudermann	190
Nibelungen	97	Meinen Eltern	191
		Wörterverzeichnis	193

- 23) Max Nordau: **Die Brille des Zwerges.**
24 lk. Hind 25 marka.
- 24) **Beauty and the Beast. Tattercoats.** Adapted for
the use of schools by J. G. Estam. 32 lk. Hind 35 marka.
- 25) K. F. Meyer: **Das Amulett.** 48 lk. Hind 45 marka.
- 26) **Till Eulenspiegels Streiche.** 30 lk. 4 joonist. Hind 30 marka.
- 27) Grimm: **Sechse kommen durch die ganze Welt.**
16 lk. Hind 20 marka.
- 28) F. v. Wildenbruch: **Archambault.** 24 lk. Hind 25 marka.

Berichtigung.

- Seite 8. 1) Es ist unbedingt erforderlich, . . . ihre Bedeutung zu erfassen, in den Geist dieser Richtung einzudringen; die Dichter . . .
- „ 42. Sprüche (3. Zeile): *Paß es dir gefallen . . .*
- „ 49. Elfenlied (3. Zeile): *und meint, es rief ihm . . .*

- 35) L. Gangnoliér: **Der Sammler.** 24 lk. Hind 30 marka.
- 36) Theodor Fontane: **Drei von dem dritten Garde-Ulanen-Regiment.** 12 lk. Hind 20 marka.
- 37) J. Grimm: **Frau Holle.** 12 lk. Hind 20 marka.
- 38) Fr. Gerstäcker: **Germelshausen.** 44 lk. Hind 50 marka.
- 39) L. Kreymann: **Die Exzellenz in Zivil.**
20 lk. Hind 25 marka.
- 40) Joh. W. Jannsen: **Uus variser ehk ilma kõrtsita ja kõrtsiga küla.**
(T. Ülik. vene keele lektori B. Pravdini redigeeritud, vene- ja saksakeelse sõnastikuga.) 40 lk. Hind 45 marka.
- 41) Fr. Gerstäcker: **Der Schiffszimmermann.**
48 lk. Hind 45 marka.
- 42) Detlev v. Liliencron: **Der Narr.** 16 lk. Hind 25 marka.

- 23) Max Nordau: **Die Brille des Zwerges.**
24 lk. Hind 25 marka.
- 24) **Beauty and the Beast. Tattercoats.** Adapted for
the use of schools by J. G. Estam. 32 lk. Hind 35 marka.
- 25) K. F. Meyer: **Das Amulett.** 48 lk. Hind 45 marka.
- 26) **Till Eulenspiegels Streiche.** 30 lk. 4 joonist. Hind 30 marka.
- 27) Grimm: **Sechse kommen durch die ganze Welt.**
16 lk. Hind 20 marka.
- 28) E. v. Wildenbruch: **Archambauld.** 24 lk. Hind 25 marka.
- 29) R. Kipling: **The Elephant's Child.** 18 lk. Hind 25 marka.
- 30) Louisa M. Alcott: **Little Women.** 96 lk. Hind 80 marka.
- 31) André Theuriet: **La pipe.** 24 lk. Hind 35 marka.
- 32) P. Rosegger: **Dreihundert vierundsechzig und
eine Nacht.** 16 lk. Hind 20 marka.
- 33) W. Hauff: **Der Zwerg Nase.** 44 lk. Hind 45 marka.
- 34) Paul Keller: **Der angebundene Kirchturm.**
16 lk. Hind 20 marka.
- 35) L. Ganghofer: **Der Santriegel.** 24 lk. Hind 30 marka.
- 36) Theodor Fontane: **Drei von dem dritten Garde-
Ulanen-Regiment.** 12 lk. Hind 20 marka.
- 37) J. Grimm: **Frau Holle.** 12 lk. Hind 20 marka.
- 38) Fr. Gerstäcker: **Germelshausen.** 44 lk. Hind 50 marka.
- 39) L. Kreymann: **Die Exzellenz in Zivil.**
20 lk. Hind 25 marka.
- 40) Joh. W. Jannsen: **Uus variser ehk ilma kõrtsita
ja kõrtsiga küla.**
(T. Ülik, vene keele lektori B. Pravdini redigeeritud, vene- ja
saksakeelse sõnastikuga.) 40 lk. Hind 45 marka.
- 41) Fr. Gerstäcker: **Der Schiffszimmermann.**
48 lk. Hind 45 marka.
- 42) Deflev v. Liliencron: **Der Narr.** 16 lk. Hind 25 marka.

A. R. THACKER, B. A.

A SHORT HISTORY
of ENGLISH LITERATURE

Part I — from the beginnings to 1830

Hind 150 marka.

Part II — hind 220 marka.

A-11312
III 1.

i25813123

Hind 190 marka.

E. SELL

LÜHIKE SAKSA KIRJANDUSLUGU

keskkoolidele.

I jagu — algusest kuni 1750. a. Hind 130 marka.

II jagu — 1748—1830. Hind kõites 185 marka.

III jagu I vihk — 1830. a. kuni olevikuni. Hind 190 marka.

III jagu II vihk — olevik ja balti literatuur.